

Christoph Hamann und Beate Kosmala

flitzen – verstecken – überleben?

Hilfe für jüdische Verfolgte 1941–1945

Geschichten,
Quellen,
Kontroverse



Christoph Hamann und Beate Kosmala
Zeitraum: 1941–1945
Thema: jüdische Verfolgte
Titel: flitzen – verstecken – überleben?

Christoph Hamann und Beate Kosmala

flitzen – verstecken – überleben? Hilfe für jüdische Verfolgte 1941–1945

Geschichten, Quellen, Kontroverse

Mit Beiträgen von Karoline Georg und Johannes Tuchel



IMPRESSUM

Herausgeber

Gedenkstätte Deutscher Widerstand (GDW)
Stauffenbergstraße 13-14
10785 Berlin
Tel.: 030 2699 50 00
Fax: 030 2699 50 10
www.gdw-berlin.de

Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM)
14974 Ludwigsfelde-Struveshof
Tel.: 03378 209-0
Fax: 03378 209-149
www.lisum.berlin-brandenburg.de

Autorinnen und Autoren

Dr. des. Karoline Georg (GDW), Dr. Christoph Hamann (LISUM), Dr. Beate Kosmala (GDW),
Prof. Dr. Johannes Tuchel (GDW)

Redaktion

Dr. Christoph Hamann (LISUM), Dr. Beate Kosmala (GDW)
2. Auflage: Dr. des. Karoline Georg (GDW)

Fotos

Titel und Seite 1: Gedenkstätte Deutscher Widerstand/Thomas Bruns

Gestaltung und Layout

Ilka Lange / semio. Studio für Grafik-Design und Illustration

Druck und Herstellung

Druckerei Conrad GmbH, Berlin

ISBN 978-3-940987-98-3

© Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM);
Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin/Ludwigsfelde Juli 2013
2. überarbeitete Auflage, Berlin/Ludwigsfelde 2018

Inhalt

Vorwort	5
Essays	7
Johannes Tuchel Widerstand gegen die Judenverfolgung 1933 bis 1945	8
Beate Kosmala Die Deportationen aus Berlin 1941 bis 1945	13
Christoph Hamann Aus den Geschichten lernen – Zivilcourage lernen?	18
Karoline Georg Überleben im Versteck – Lernen im heterogenen Klassenzimmer	23
Geschichten und Quellen	27
Der Passfälscher und die Christin	28
Letzter Ausweg Kallinchen	34
Gemeinsam befreit – Familie Hopp in Eichwalde	42
Odyssee von Ort zu Ort	49
Ein Retter kommt im KZ um	57
Flucht, Versteck und Rettung in die Schweiz	65
Deutscher, Jude, Türke?	73
Die Fabrik-Aktion 1943	78
Ein „Mini-Diktator“ im Sammellager für Jüdinnen und Juden	84
Kontroverse	89
Wer wird warum HelferIn oder Helfer? Eine Kontroverse in der Forschung	90
Anhang	93
Die Helfer- und Rettergeschichten im Überblick	94
Glossar	95
Informationen	102
Verzeichnisse	103

Vorwort

Die *Gedenkstätte Stille Helden* (in der Stiftung *Gedenkstätte Deutscher Widerstand*) und das *Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg* nehmen den 70. Jahrestag der Fabrik-Aktion 1943 zum Anlass, eine Handreichung über Rettung und Hilfe für Verfolgte von 1941 bis 1945 für den historisch-politischen Unterricht in der Schule zu veröffentlichen.

Ende Februar 1943 wurden in Berlin im Zuge der Fabrik-Aktion Tausende Jüdinnen und Juden festgenommen und in den folgenden Tagen in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Obwohl diese Großrazia systematisch und brutal durchgeführt wurde, gelang es etwa 4000 Verfolgten zu entkommen und sich in der Stadt und im Umland zu verstecken.

Jahrzehntelang wurde von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, dass Jüdinnen und Juden in der Zeit der systematischen Deportationen von 1941 bis 1945 auch in Deutschland Hilfe und Rettung erfuhren. In der Forschung wurde dieses Thema ebenfalls lange Zeit marginalisiert. Dies hat sich erst in den vergangenen zwanzig Jahren geändert. Mit der Eröffnung der *Gedenkstätte Stille Helden* im Oktober 2008 in Berlin entstand schließlich mehr als sechs Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg ein zentraler Erinnerungsort, der seine Ausstellung den untergetauchten Jüdinnen und Juden und ihren Helferinnen und Helfern widmet.

In Berlin haben etwa 1700 als Juden Verfolgte im Versteck überlebt, in Deutschland insgesamt etwa 5000. Begründete Schätzungen gehen davon aus, dass mehr als 20.000 Frauen und Männer den Verfolgten aus unterschiedlichen Motiven geholfen haben. Gemessen an der Gesamtbevölkerung ist diese Zahl gering, aber sie ist größer, als lange angenommen wurde. Die Fallstudien zeigen, dass auch unter den Bedingungen der NS-Diktatur Hilfe möglich war und erfolgreich sein konnte.

Vier einführende Essays dienen der fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Einordnung. Acht Fallbeispiele thematisieren Biografien sowohl von Verfolgten als auch Helfern. Diese kommen überwiegend aus Berlin und Brandenburg. Ein neuntes Beispiel stellt einen NS-Täter in den Mittelpunkt. Ein weiteres Kapitel präsentiert Zeitzeugenberichte zur Fabrik-Aktion. Die beiden Autoren haben für diese Handreichung aus dem umfangreichen Bestand des Archivs der *Gedenkstätte Stille Helden* zahlreiche bislang unveröffentlichte Quellen aufbereitet. Zu danken ist an dieser Stelle den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der *Gedenkstätte Stille Helden*, die in jahrelanger Recherche diesen wertvollen Quellenbestand erarbeitet haben, allen voran Claudia Schoppmann, Barbara Schieb und Martina Voigt.

Die Geschichten von Helferinnen und Helfern sowie von Verfolgten handeln von den Schwierigkeiten des Versteckens, von der Denunziationsbereitschaft der Mehrheitsgesellschaft und vom mutigen Handeln einer Minderheit. Sie bieten eine fruchtbare Grundlage für die historisch-politische Bildung. Die Auseinandersetzung mit den Geschichten vom Helfen und Retten vermittelt historisches Wissen und regt zur Arbeit mit Quellen an. Die Arbeitsvorschläge eignen sich sowohl für einen individualisierten als auch einen kooperativen kompetenzorientierten Unterricht und geben Impulse für die historische Projektarbeit.

Alle beispielhaften Geschichten fordern zu der Frage heraus, inwieweit die Menschenrechte in der Gegenwart nicht nur normative, sondern auch praktische Geltung haben. Für junge Menschen ist die Beschäftigung mit diesen Geschichten wertorientierend im Sinne der Menschenrechte und stärkt die Demokratieerziehung.

Für Ihre Arbeit sei Ihnen viel Erfolg gewünscht.

Dr. Götz Bieber

Direktor des Landesinstituts für Schule und Medien
Berlin-Brandenburg (LISUM)

Prof. Dr. Johannes Tuchel

Leiter der Stiftung Gedenkstätte
Deutscher Widerstand



Essays

Johannes Tuchel

Widerstand gegen die Judenverfolgung 1933 bis 1945

Nur eine Minderheit der Deutschen wagte in den Jahren 1933 bis 1945, politischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu leisten. Und noch geringer war die Zahl der Menschen, die sich der nationalsozialistischen Judenverfolgung widersetzen. Die Hilfen für verfolgte Jüdinnen und Juden bedeuteten eine zentrale Herausforderung der nationalsozialistischen Diktatur. Die Judenverfolgung und der Völkermord an den Juden Europas standen im Zentrum der nationalsozialistischen Ideologie und des NS-Regimes. Die Nationalsozialisten wollten sämtliche Juden in ihrem Herrschaftsbereich ermorden – ohne jede Ausnahme. Wer nun einen Juden versteckte oder ihm auf irgendeine andere Art und Weise half, traf damit das System im ideologischen Kern. Wer einem Juden half, stellte das System radikal in Frage. Unter dieser Voraussetzung ist die Hilfe für Verfolgte als eine extrem bedeutsame Widerstandshandlung anzusehen.

Für die Menschen, die verfolgten jüdischen Frauen, Männern und Kindern halfen, wird heute vielfach der Begriff „Stille Helden“ benutzt, für ihre Handlungen hat der Historiker Wolfram Wette den Ausdruck „Rettungswiderstand“ geprägt. Die zentralen Orte der Erinnerung an Helferinnen und Helfer, aber auch an jene, die den Entschluss fassten, sich den Deportationen in die Vernichtungsstätten in den deutsch besetzten Gebieten zu entziehen, sind heute das „Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt“ und die „Gedenkstätte Stille Helden“ in Berlin-Mitte. Sie wurden maßgeblich von Inge Deutschkron initiiert, die selbst in der Illegalität überlebt hat.

Beide Orte sind sichtbarer Ausdruck dafür, dass die Erinnerung an die „Stillen Helden“ Teil des kollektiven Gedächtnisses der Bundesrepublik Deutschland geworden ist. Doch dies ist längst nicht immer so gewesen, denn noch viele Jahre nach 1945 wurden die Hilfsaktionen nicht gewürdigt. Es gab zwar einzelne Versuche in den 1950er und 1960er Jahren, auf die später noch eingegangen wird, aber grundlegend änderte sich dies erst in der Zeit nach 1990. Bis dahin wurden die Hilfen für Verfolgte oft ignoriert, verdrängt oder gering geschätzt. Im Folgenden sollen von daher kurz die Nachkriegswahrnehmung der Helferinnen und Helfer und die Entwicklung des Forschungsstandes in Deutschland dargestellt werden.

Die öffentliche Wahrnehmung

Viele Deutsche empfanden nach 1945 Widerstand gegen den Nationalsozialismus immer noch als „Verrat“ und sahen in denjenigen, die sich dem NS-System widersetzt hatten, „Verräter“. Dieses negative Bild sollte sich erst langsam wandeln. Die Geringschätzung der Umwelt für die Helferinnen und Helfer korrespondierte außerdem mit einem anderen Phänomen: Dem Schweigen der Helfer. Sie hatten ihre Umgebung in der NS-Zeit als feindlich erlebt und wahrgenommen – und viele von ihnen erlebten dies auch noch in der Zeit nach 1945. Sie setzten ihr Schweigen auch dann noch fort, als langsam die Vorbehalte gegen die Widerstandskämpfer im Allgemeinen etwas geringer wurden. Hinzu kam, dass viele über ihre Hilfe nicht sprachen, da sie diese Hilfe immer als selbstverständlich angesehen hatten.

Ein dritter Punkt kam hinzu: Die Deportation von mehr als 160.000 deutschen Jüdinnen und Juden in die Vernichtungslager und Vernichtungsstätten in den besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion war vor den Augen der deutschen Bevölkerung geschehen. Und zwar nahezu ohne jede Regung des Protests oder öffentlichen Widerspruchs. Die Beispiele derjenigen, die geholfen haben, demonstrieren jedoch, dass es alternative Handlungsmöglichkeiten gab. Dies nach 1945 anzuerkennen, hätte das Selbstbild vieler Deutscher von der angeblichen Ohnmacht gegenüber den nationalsozialistischen Machthabern zerstört. Wolfgang Benz hat dies einmal so formuliert: „Die Retter der Juden vergaß man, nicht nur, weil sie selbst kein Aufheben von ihren Taten machten, sondern weil ihr Engagement die Behauptung der Anspruchslosen, man habe nichts machen können gegen den Terror, als Legende entlarvt.“

Die Praxis von Entschädigung und Anerkennung

Bei der Anerkennung von Verfolgten und der Gewährung eines materiellen Ausgleichs für das erlittene Leid sind sowohl große regionale als auch zeitliche Unterschiede festzustellen. Eine bundeseinheitliche Regelung gab es erst ab 1953 durch das sogenannte Bundesergänzungsgesetz und ab 1956 durch das Bundesentschädigungsgesetz (BEG). Jetzt konnten Verfolgte, die „illegal“ gelebt hatten, in der Bundesrepublik Anträge auf Entschädigungsleistungen stellen. Doch für ihre Helferinnen und Helfer waren keine Leistungen vorgesehen. Die meisten fielen nicht unter die vom BEG definierten Opfergruppen. Dies galt auch für West-Berlin, wo das „Gesetz über die Anerkennung und Versorgung der politisch, rassistisch oder religiös Verfolgten des Nationalsozialismus“ (PrVG) seit 1956 etwas weiterreichende Kriterien als das BEG formulierte.

Denn – so das Berliner Entschädigungsamt – die Hilfe für verfolgte Juden war nicht „gegen den Bestand des nationalsozialistischen Regimes“ gerichtet. In einem ablehnenden Bescheid vom Februar 1959 hieß es etwa: „Deshalb ist auch der Verkehr mit jüdischen Menschen, der Abschluss von Geschäften mit ihnen oder in ihrem Interesse wie auch die ihnen gewährte persönliche Hilfeleistung und Beratung, sei es im Rahmen des Berufs, sei es auf Grund persönlicher Freundschaft, kein Widerstand gegen den Nationalsozialismus, da solche Taten nicht geeignet sind, ein Regime zu unterhöhlen.“ Helferinnen und Helfer wurden nur dann entschädigt, wenn sie entdeckt worden waren und eine Freiheitsstrafe erhalten hatten. Viele von ihnen verbitterte dies.

In den späten 1950er Jahren war es dann der Berliner Innensenator Joachim Lipschitz, der die Initiative ergriff, „Unbesungene Helden“ zu würdigen. 1958 gab es die ersten Ehrungen, 1960 wurde die Lipschitz-Initiative in ein Landesgesetz übernommen. Die Auszeichnungen waren oftmals mit kleineren Geldzahlungen für sozial bedürftige Helferinnen und Helfer verbunden. Bis 1963 wurden mehr als 1500 Anträge gestellt, insgesamt jedoch nur 738 Frauen und Männer geehrt, denn der Senat von Berlin berücksichtigte nur im Westteil der Stadt Lebende. An der restriktiven Praxis der oben beschriebenen Entschädigungen in Berlin – und nicht nur in Berlin – änderte sich jedoch auch unter Lipschitz nichts. Ähnlich war die Praxis und Regelung aber auch in anderen Bundesländern, so dass in der Tat viele Helferinnen und Helfer ohne jede Anerkennung blieben. Auch in der DDR spielten Retter und Helfer von Jüdinnen und Juden in der Würdigung des antifaschistischen Widerstand kaum eine Rolle.

Anders war die Situation in Israel. Seit 1953 gibt es dort ein Gesetz zum Gedenken an „Märtyrer und Helden“. Die Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem richtete in den nachfolgenden Jahren eine Abteilung für die Ehrung von „Gerechten unter den Völkern“ ein, „die ihr Leben, ihre Sicherheit und persönliche Freiheit riskierten“, um Juden zu retten. Eine Kommission aus Überlebenden und bekannten israelischen Persönlichkeiten unter der Obhut von Yad Vashem prüft seit 1963, wer den Kriterien dafür entspricht. Bis Ende des Jahres 2011 erhielten 24.355 Männer und Frauen diese Auszeichnung, darunter 510 Deutsche. Seither haben sich diese Zahlen noch geringfügig erhöht.

Forschung und Publizistik

Es ist immer wieder festzustellen, dass die Erforschung des Massenmordes an den europäischen Juden in Deutschland spät begann und in den 1950er und 1960er Jahren große Defizite aufwies. Erst nach der Ausstrahlung der amerikanischen Fernsehserie „Holocaust“ Ende der 1970er Jahre drang der Völkermord ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass auch die Forschung zu den Helferinnen und Helfern erst mit großer Verspätung einsetzte.

Ohne das Buch des Journalisten Kurt R. Grossmann „Die unbesungenen Helden“ (1957) hätte es in Deutschland in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten kaum eine Information zu diesem Thema gegeben. Viele später bekannte Namen tauchen in seinem Buch erstmals oder wieder auf, wie zum Beispiel Oskar Schindler, Wilhelm Daene, Helene Jacobs, Siegmund Weltlinger – um nur einige zu nennen.

Zwischen den 1960er und den 1980er Jahren suchten vor allem Journalisten über das Thema zu informieren. Darunter waren Michael Horbach (1964), Heinz David Leuner (1967), Leonard Gross (1983) und später Eric Silver (1994). Daneben standen Erinnerungsberichte von Verfolgten, etwa von Else R. Behrend-Rosenfeld, Ilse Rewald, Hans Rosenthal oder Inge Deutschkron. Diese Berichte beschrieben die konkreten Schicksale und brachten die Erinnerung an die Helferinnen und Helfer stärker ins öffentliche Bewusstsein. Sie ersetzen aber nicht die systematische Forschung, die zu dieser Zeit noch nicht stattfand.

Doch ähnlich, wie es 1979 des Filmes „Holocaust“ bedurfte, um sich in Deutschland intensiver der Holocaustforschung zuzuwenden, war es 1993 der Film „Schindlers Liste“, der am Beispiel des Judenretters Oskar Schindler das Interesse der Öffentlichkeit und der Forschung auf das Thema der Hilfen für Verfolgte lenkte. Der Film von Steven Spielberg basierte auf der Romanvorlage von Thomas Keneally, wurde mit sieben „Oscars“ ausgezeichnet und führte zu heftigen öffentlichen Diskussionen.

In der Dauerausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand widmet sich seit 1988 ein maßgeblich von Barbara Schieb mit vorbereiteter Ausstellungsbereich den „Hilfen für Verfolgte“. Doch auch 1988 war die Einbeziehung des Themas „Hilfen für Verfolgte“ in den Gesamtzusammenhang des Widerstands gegen den Nationalsozialismus nicht unumstritten, wie der wissenschaftliche Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Peter Steinbach, später im Detail nachzeichnete.

Einen ersten thematisch orientierten Sammelband über die Judenrettung im Rheinland gab Günther Bernd Ginzel 1993 heraus. Angeregt von der Vereinigung „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ bestand zwischen 1997 und 2002 unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Benz am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin das Forschungsprojekt „Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945“. Hier wurde erstmals eine Datenbank über die deutschen Helfer eingerichtet und der Versuch unternommen, auch einen quantitativen Überblick zu erhalten. Zugleich wurden qualitative Regionalstudien über Solidarität und Hilfe in den von den Deutschen besetzten Ländern und biografische Arbeiten veröffentlicht. Ohne jede Übertreibung kann festgehalten werden, dass hier zentrale Studien zum Thema vorgelegt worden sind. Hier ist – um nur einige zu nennen – auf die Arbeiten von Wolfgang Benz, Beate Kosmala, Dennis Riffel und Claudia Schoppmann zu verweisen.

Ausgehend von Überlegungen der Historischen Friedensforschung befasste sich der Freiburger Historiker Wolfram Wette seit den späten 1990er Jahren mit den „Rettern in Uniform“. Er zeigte Handlungsspielräume von Soldaten in der Wehrmacht auf und stellte nicht nur Einzelschicksale vor, sondern analysierte, auf welcher vielfältigen Art und Weise auch Soldaten und Offiziere ihre Möglichkeiten nutzen konnten, verfolgten Jüdinnen und Juden in Deutschland und den besetzten Gebieten zu helfen. Doch auch er stellte klar, dass es sich hierbei um eine „winzige Minderheit“ gehandelt habe. Von den rund 18,5 Millionen Wehrmachtangehörigen ließen sich bisher etwa 100 als Helfer und Retter identifizieren. Und auch diese wurden nach 1945 jahrzehntelang nicht gewürdigt.

Unermüdlich setzte sich Inge Deutschkron für die Erinnerung an die Helferinnen und Helfer ein. Nicht nur in ihrem biografischen Bericht „Ich trug den gelben Stern“ erinnerte sie an den Berliner Bürstenfabrikanten Otto Weidt (1883–1947), sondern auch in vielen anderen Publikationen machte sie auf jenen Personenkreis aufmerksam, der ihr und ihrer Mutter geholfen hatte. Ihr 1996 erschienenes Buch „Sie blieben im Schatten“, ausdrücklich als ein „Denkmal für ‚Stille Helden‘“ bezeichnet, erschien 2012 in einer erweiterten Fassung.

Unter Inge Deutschkrons maßgeblicher Beteiligung entwickelte sich aus einem Projekt von Studierenden an der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin und der Ausstellung „Blindes Vertrauen“ das Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt in Berlin-Mitte, Rosenthaler Straße 39. Hier arbeiteten während der Zeit des Nationalsozialismus hauptsächlich blinde und gehörlose Juden unter dem Schutz des Bürstenfabrikanten Otto Weidt. Ende 2008 wurde die Gedenkstätte Stille Helden eröffnet. In den nächsten Jahren soll die Thematik der Gedenkstätte noch um die europäische Perspektive erweitert werden.

In den vergangenen zehn Jahren hat es weitaus mehr neue Studien zu Rettungsaktionen gegeben als in den fünf Jahrzehnten davor. Neben der historischen Forschung hat sich auch die empirische Sozialforschung den Helferinnen und Helfern zu nähern gesucht. Hier sind vor allem die Arbeiten von Samuel und Pearl M. Oliner zu nennen, die auf der Basis von mehr als 700 Interviews mit Helfern, Geretteten und Unbeteiligten ihr Buch „The Altruistic Personality“ veröffentlichten. Sie bejahten dabei – ich verkürze an dieser Stelle –, dass bestimmte Charaktereigenschaften, die durch Herkunft erworben und durch die Sozialisation verstärkt worden wären, die wichtigste Grundlage für die Hilfsaktionen gewesen seien. Gegen diese Überlegungen sind vielfach methodische und inhaltlich Einwände erhoben worden. Wolfgang Benz hat zu Recht darauf hingewiesen, dass schlüssigen Erklärungsmodellen in der Helferforschung immer wieder Einzelbeispiele entgegenstehen, die diese Thesen widerlegen würden. Hinzuweisen ist an dieser Stelle etwa auf das leider nicht beendete Retterforschungsprojekt von Manfred Wolfson, der in den 1960er Jahren eine große Zahl von Interviews unternahm. Er wollte vor allem etwas über die politische Sozialisation von Menschen mit Zivilcourage erfahren.

Insgesamt – dies kann nur noch einmal betont werden – hat unser Wissen über die Helferinnen und Helfer in den vergangenen zwei Jahrzehnten erheblich zugenommen. Auch die öffentliche Wahrnehmung der Hilfen für Verfolgte in der Zeit der NS-Diktatur hat sich verbessert. Sie werden heute als integraler Bestandteil des Widerstands gegen den Nationalsozialismus wahrgenommen.

Perspektiven

Wo liegen aus historischer und politikwissenschaftlicher Sicht die Perspektiven der Helferforschung? Die wichtigsten Herausforderungen befinden sich in den folgenden Bereichen:

Interaktion Helfende und Gerettete

Die Interaktion zwischen Helfern und Geretteten sollte noch stärker als bisher ins Blickfeld der Forschung rücken. In vielen Fällen ging die Initiative zur Hilfe von den Jüdinnen und Juden aus, die sich entschlossen, in die Illegalität zu flüchten – sie suchten aktiv nach Hilfe. Damit legten sie die Grundlage für die weitere Entwicklung. Wer ihnen half, akzeptierte und unterstützte diese Entscheidung und stellte sich eindeutig gegen die ihn umgebende Mehrheitsgesellschaft, die sich der Deportation und Ermordung der Juden nicht in den Weg stellte. Auf der anderen Seite fanden auch viele Jüdinnen und Juden erst dann den Mut, sich der Deportation zu entziehen, als ihnen von Nichtjuden Hilfe angeboten wurde. Dieses vielfältige Beziehungsgeflecht gilt es genauer als bisher zu analysieren. Dies wäre für die historisch-politische Bildungsarbeit von besonderer Bedeutung.

Anzahl der Helfenden

Weitere Forschung ist auch noch notwendig, um die Zahl der Helferinnen und Helfer – hier am Beispiel Deutschlands – genauer zu spezifizieren. Wir kennen im Rahmen der Arbeiten der Datenbank „Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland“ und der darauf aufbauenden Arbeiten der Gedenkstätte Stille Helden die Namen von mehr als 3700 Helferinnen und Helfern und die Namen von mehr als 5800 Menschen, denen zumindest zeitweise geholfen werden konnte. Diese Zahlen lassen uns vermuten, dass an der Hilfe für Verfolgte in Deutschland mehrere zehntausend Menschen beteiligt waren, wobei wir heute die Zahl von 20.000 als begründete Schätzung des Minimums ansehen würden. Gemessen an der Bevölkerungszahl von 80 Millionen Menschen erscheint dies nicht viel, gemessen an früheren Schätzungen jedoch mehr, als man vermutet hatte.

Netzwerke und Kommunikationsprozesse

Die Untersuchung der einzelnen Überlebensgeschichten macht deutlich, dass an einem Rettungsversuch nicht nur eine Person oder wenige Menschen beteiligt waren, sondern für die Rettung eines Illegalen die Hilfe von manchmal zehn, in anderen Fällen von mehr als 30 Personen benötigt wurde. Hier können mit

den Mitteln der modernen Netzwerkforschung und -analyse weitere Aufschlüsse darüber gewonnen werden, wie Kommunikationsprozesse im Widerstand funktionierten und welche Auswirkungen die einzelnen Taten auf die jeweils Beteiligten hatten. Damit steht nicht nur die individuelle Hilfeleistung im Fokus des Geschehens, sondern gemeinsame Bemühungen unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Diktatur rücken in den Vordergrund.

Rettung in regionaler Verteilung

Die Geschichte der Hilfsaktionen in Deutschland ist auch stärker als bisher auf die Geschichte der Deportationen ab Herbst 1941 und das in Deutschland vorhandene Wissen über die Mordaktionen zu beziehen. Ein großer Teil der „Untergetauchten“ entschloss sich erst spät, Ende 1942 oder Anfang 1943, zur Flucht in die „Illegalität“. Von den mehr als 73.000 Jüdinnen und Juden, die in Berlin vor Beginn der Deportationen im Herbst 1941 noch wohnten, tauchten 5000 bis 7000 Frauen, Männer und Kindern unter. Mindestens 1700 überlebten. Wir können von insgesamt rund 5000 „illegal“ Überlebenden des Holocaust in Deutschland ausgehen. Ich denke, dass die weitere Erforschung der Rettungsversuche auf regionaler Ebene für die historisch-politische Bildungsarbeit von großer Bedeutung ist. Die bisherigen Arbeiten zeigen, dass vielfältige Formen von Hilfe und Rettung eben nicht nur in der Großstadt, sondern überall möglich waren. Die Arbeit mit lokalen und regionalen Beispielen wird auch zeigen, wie vor Ort die Verdrängungsmechanismen nach 1945 funktionierten.

Rettung von anderen Verfolgtengruppen

Ein Wunsch ist es, das Thema in Zukunft auch stärker auf andere Verfolgten- und Helfergruppen auszuweiten. Dazu gehören Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene, Sinti und Roma.

Grenzen der Forschung

Diese kurzen und bewusst thesenhaft formulierten Überlegungen sind ein Plädoyer dafür, weiterhin so viele Informationen wie möglich über Helfer und Verfolgte zu sammeln und diese noch systematischer als bisher zu analysieren. Doch viele Fälle werden wir gar nicht mehr ermitteln können, weil die Beteiligten nicht mehr leben. Zahlreiche Helferinnen und Helfer, aber auch viele Gerettete sind nie befragt worden. Dieses Versäumnis können wir definitiv nicht mehr ausgleichen.

So sollten wir auch heute nicht vergessen, dass die Anerkennung und die Ehrung für die „Stillen Helden“ keine Selbstverständlichkeit ist, sondern am Ende eines mühsamen und langen Prozesses steht, der gegen die Mehrheitsgesellschaft in Deutschland durchgesetzt werden musste.

Beate Kosmala

Die Deportationen aus Berlin 1941 bis 1945

Flucht in den Untergrund und Hilfe beim Überleben

Schon 1933 war es das Ziel der nationalsozialistischen Rassenpolitik, Jüdinnen und Juden aus Deutschland zu vertreiben, um ein „judenfreies“ Drittes Reich zu schaffen. Von den etwas über 66 Millionen Einwohnern des Deutschen Reiches bekannten sich rund 500.000 Personen zum Judentum – 0,76 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Da die Emigration und Flucht des jüdischen Bevölkerungsteils nicht im gewünschten Tempo verlief, veranlasste der NS-Staat schon vor dem Zweiten Weltkrieg erste Deportationen. Am 28. Oktober 1938 wurden rund 17.000 in Deutschland lebende Juden polnischer Herkunft an die deutsch-polnische Grenze abgeschoben. Nach dem deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939 entstand der Plan, ein „Judenreservat“ bei Lublin (Polen) zu schaffen. Im Februar bzw. März 1940 wurden etwa 1500 Jüdinnen und Juden aus Stettin und anderen Orten in Pommern dorthin deportiert. Nach dem Sieg über Frankreich hofften Hitler und Reinhard Heydrich, Chef des Reichssicherheitshauptamtes (RSAH), alle Juden Europas auf die bisher französische Insel Madagaskar abschieben zu können. Mehr als 6500 jüdische Frauen, Männer und Kinder aus dem Saarland, aus Baden und der Pfalz wurden daher im Oktober 1940 ins unbesetzte Frankreich deportiert. Doch auch der Plan einer „Judenkolonie“ auf Madagaskar verlief im Sande. Im Februar/März 1941 wurden Transporte mit Jüdinnen und Juden aus Wien und Danzig erneut in die Gegend um Lublin gelenkt. Im „Altreich“ (ohne Österreich und das Sudetenland) drängten die „Gauleiter“ in den folgenden Monaten Hitler, die Jüdinnen und Juden aus ihrem Gebiet ebenfalls abtransportieren zu lassen.

Beginn der reichsweiten Deportationen

Im Oktober 1941 begannen die systematischen Deportationen mit ersten Transporten aus Berlin und anderen Großstädten „nach Osten“. Schaltstelle für die reichsweite Planung war Adolf Eichmanns Referat „Juden- und Räumungsangelegenheiten“ im Reichssicherheitshauptamt; für die Organisation der Deportationen in der Reichshauptstadt war das Judenreferat der Stapoleitstelle Berlin zuständig. Seit dem 18. Oktober fuhren Deportationszüge mit jeweils mehr als 1000 Menschen aus Berlin in das Ghetto Litzmannstadt (Łódź), weitere Transporte führten nach Minsk in Weißrussland, ins Baltikum und nach Warschau, ab Juni 1942 in das Ghetto Theresienstadt und ab November 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Wenige Tage nach dem ersten Litzmannstadt-Transport, am 23. Oktober, wurde ein endgültiges Emigrationsverbot für alle noch im Deutschen Reich lebenden Juden erlassen. Niemand von ihnen sollte aus dem NS-Herrschaftsbereich entkommen. Damit wurde Deutschland für alle jüdischen Frauen, Männer und Kinder, die nicht hatten emigrieren können, zur tödlichen Falle, aus der es kaum ein Entrinnen gab. Am Vorabend der Deportationen lebten noch 164.000 als Juden verfolgte Menschen in Deutschland, davon 73.000 in der Hauptstadt. Insgesamt wurden ca. 130.000 jüdische Deutsche deportiert und die meisten von ihnen ermordet; mehr als 50.000 aus Berlin.

Statistiken zeigen, dass diejenigen, die im Herbst 1941 noch im „Altreich“ lebten, verarmt und überaltert waren, und dass der Anteil der Frauen den der Männer überstieg. Viele von ihnen mussten schon in „Judenhäusern“ wohnen, und die Arbeitsfähigen leisteten in Rüstungsfabriken und kriegswichtigen Betrieben Zwangsarbeit. Die zahlreichen antijüdischen Maßnahmen dienten u. a. dazu, sie von der Mehrheitsbevölkerung möglichst zu isolieren. Eine besonders empfindliche Schikane bestand darin, dass Berliner Jüdinnen und Juden bis Ende August 1940 (alle anderen im Reich einen Monat später) ihre privaten Telefonapparate abliefern mussten. Damit wurde ihnen der Zugang zu Informationen und jegliche Kommunikation noch mehr erschwert. Radioapparate hatten sie schon am Ende September 1939 abliefern müssen, weil sie angeblich Feindsender hörten und „Gräuelpropaganda“ verbreiteten.

Mit Tarnbegriffen wie „Evakuierung“, „Abwanderung“ oder „Aussiedlung“ versuchte das NS-Regime, den reibungslosen Ablauf der Deportationen zu gewährleisten, die Siegmund Weltlinger, Angestellter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, nach dem Krieg als „furchtbarste Maßnahme, die jemals ein Menschenhirn erdacht hat“, bezeichnete. Viele von denen, die mit den ersten Transporten deportiert wurden, starben zwar an Hunger, Kälte und Krankheiten oder wurden Opfer von Strafaktionen (in Einzelfällen wurden die Menschen eines ganzen Zuges erschossen). Doch die systematische Ermordung der Deportierten an den Zielorten war noch nicht geplant. Dieses Schicksal erwartete die deutschen Jüdinnen und Juden erst ab dem Frühjahr 1942, als mit einer dritten Deportationswelle von März und Juni 1942 ca. 55.000 Menschen aus dem Deutschen Reich in die Gegend von Lublin, nach Warschau und nach Minsk gelangten.

Im Herbst 1941 und auch Anfang 1942 waren für die Betroffenen die tödlichen Folgen der Deportation noch kaum vorstellbar, wenngleich ein Teil von ihnen ahnte, was ihnen bevorstand. Viele gingen davon aus, dass sie zu harten Arbeitseinsätzen herangezogen werden würden, aber Überlebenschancen hätten. Im Lauf des Jahres 1942 verbreiteten sich aber immer mehr Gerüchte über Massenerschießungen bzw. über Todeslager in den deutsch besetzten Gebieten im Osten. Nachrichtensendungen von BBC London, die heimlich gehört wurden, berichteten über die aktuelle Kriegslage und über deutsche Verbrechen. Allmählich wurde zur Gewissheit, dass die Deportation eine furchtbare Reise ohne Rückkehr bedeutete.

Auswege aus der Zwangssituation?

Um sich dem zu entziehen, blieben nur zwei Möglichkeiten. Der extremste Ausweg war der Freitod. Unter dem immer stärker werdenden Verfolgungsdruck seit dem Novemberpogrom 1938 stieg die Zahl der Selbsttötungen deutscher Jüdinnen und Juden deutlich an. Mit Beginn der Deportationen erreichte die Zahl der Suizide Höchstwerte. Der amtliche Bescheid, die Wohnung zu räumen und sich zur „Evakuierung“ bereitzuhalten, löste bei vielen, die sich nun jeglichen Rückhalts beraubt sahen, den Entschluss zur Selbsttötung aus. Hildegard Henschel, die Frau des letzten Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, berichtete im Jerusalemer Eichmannprozess 1961: „Die Selbstmorde begannen unmittelbar vor dem ersten Transport nach Litzmannstadt und steigerten sich in einem sehr schnellen Tempo. Die Leute nahmen Veronal, zum Teil auch Zyankali.“ Als ungefähre Schätzung gab Hildegard Henschel für den Zeitraum zwischen dem Oktober 1941 und Anfang 1942 allein für Berlin 1200 Suizide an.

Der andere Ausweg bestand darin, die eigene soziale Existenz auszulöschen, vom Erdboden zu verschwinden, sich zu verstecken. Aber die Entscheidung zum Untertauchen war in jeder Hinsicht dramatisch. Die Angst war groß, den letzten Rest einer geregelten Existenz, wie beschränkt und armselig sie auch gewesen sein mochte, aufzugeben, und die Überlebenschancen erschienen nach jahrelanger Entrechtung, Demütigung und Isolierung gering. Erschwerend kam hinzu, dass sich die Verfolgten mit dieser Entscheidung nicht nur dem Regime, sondern auch der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland widersetzen mussten, derer sich die NS-Verfolgungsbehörden bei der Organisation der Deportationen bedienten.

Viele Jüdinnen und Juden in Berlin erkannten seit dem Sommer 1942 allmählich, dass die Deportation einem Todesurteil gleichkam. In dieser Zeit nahm die Bereitschaft zu, den Sprung in die Illegalität zu wagen. Nur etwa drei Prozent der Untergetauchten taten dies schon im Herbst 1941, mehr als 30 Prozent im Laufe des Jahres 1942, davon die meisten zwischen Oktober und Dezember, zu dem Zeitpunkt, als eine Gruppe österreichischer Deportations-„Experten“ unter der Führung des SS-Hauptsturmführers Alois Brunner in Berlin das Kommando übernommen hatte, um die „Wiener Methoden“ auch in der Reichshauptstadt einzuführen. Die offene Rücksichtslosigkeit und ungewöhnliche Brutalität der Wiener SS-Männer raubten alle Illusionen über die Bedeutung der Deportationen. Doch etwas mehr als die Hälfte flüchtete sogar erst im Januar und Februar 1943 in den Untergrund. Dieser Verlauf hängt deutlich mit dem Übergang vom Ahnen zum Wissen über die tödlichen Folgen der Deportation zusammen, ein Prozess, der fast nur den in Berlin lebenden Juden möglich war, da in vielen anderen Städten die Deportationen der „Volljuden“ bereits im Herbst 1942 abgeschlossen waren.

Letztes Signal zum Untertauchen war die Großrazzia am 27./28. Februar 1943, die als Fabrik-Aktion bekannt wurde. Zu diesem Zeitpunkt sollten alle „volljüdischen“ Arbeiterinnen und Arbeiter, die noch in den Rüstungs- und anderen kriegswichtigen Betrieben eingesetzt waren, zusammen mit ihren Angehörigen deportiert werden. Rund 4000 Menschen entkamen jedoch dieser von Gestapo und SS rücksichtslos durchgeführten Aktion und tauchten unter – manche, weil sie zufällig nicht bei der Arbeit waren, andere, weil sie von wohlmeinenden Menschen gewarnt worden waren [siehe Kapitel *Fabrik-Aktion*].

Trotz intensiver Forschung kann die Zahl derer, die in Deutschland untergetaucht sind, um der Deportation zu entkommen, nur geschätzt werden, da nach dem Zweiten Weltkrieg niemals systematisch erfasst wurde, wie viele als Juden verfolgte Personen im Untergrund überlebt haben. Eine gewisse Ausnahme stellt Berlin dar, wo im Rahmen der Recherchen zum *Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus* auch Hinweise auf rund 3500 Personen erfasst wurden, die (zumindest zeitweilig) „illegal gelebt“ hatten. Ihre Namen wurden jedoch nicht veröffentlicht. Wir können davon ausgehen, dass in Berlin bis zu 7000 Jüdinnen und Juden untergetaucht waren, von denen aber nur rund 1700 überlebten. (Im Deutschen Reich waren es etwa 10- bis 15.000 Personen, die sich versteckt hatten; die Zahl der Überlebenden wird mit bis zu 5000 angegeben.) Zahlreiche Jüdinnen und Juden, die zunächst in Berlin die Flucht vor der Deportation angetreten hatten, fanden im Laufe der Zeit auch in anderen Gegenden Deutschlands Helfer und Quartiere.

Geht man davon aus, dass von den rund 73.000 Menschen (im Oktober 1941), die als Juden verfolgt wurden, rund 7000 in Berlin untergetaucht waren, haben mehr als neun Prozent der Berliner Jüdinnen und Juden den Versuch gewagt, in ein Versteck zu flüchten. Nur etwa ein Viertel von ihnen überlebte. Die anderen wurden von Nachbarn oder aufmerksamen Fremden verraten oder bei Gestapo-Kontrollen in der Öffentlichkeit, in Gasthäusern, Cafés und Luftschutzbunkern aufgespürt; wieder andere starben an nicht behandelten Krankheiten, oder sie kamen bei Bombenangriffen ums Leben, da viele aus Angst vor Entdeckung es nicht wagten, Luftschutzkeller aufzusuchen. Eine unheilvolle Rolle spielte auch der sogenannte jüdische Fahndungsdienst, d. h. Jüdinnen und Juden, die von der Gestapo mit falschen Versprechungen dazu getrieben wurden, Versteckte aufzuspüren und in die Sammellager einzuliefern (siehe Kapitel *Walter Dobberke*).

Helferinnen und Helfer

Die wichtigste Voraussetzung für das Überleben im Untergrund waren nichtjüdische Frauen und Männer, die bereit waren, die Verfolgten bei sich aufzunehmen oder ein Versteck zu vermitteln, Fluchthilfe zu leisten, falsche Ausweispapiere bereitzustellen und sie mit Lebensmitteln zu unterstützen, wie dies in den verschiedenen Kapiteln dieses Bandes geschildert wird. Vor allem das Problem der Ernährung war allgegenwärtig. Der Krieg brachte für die gesamte Zivilbevölkerung Einschränkungen – die Nahrung wurde rationiert, eingekauft wurde mit den zugewiesenen und abgezählten Lebensmittelmarken. Die Versorgungslage war angespannt, Brotmarken waren schnell verbraucht, Kartoffeln Mangelware. Hinzu kam die psychische Belastung. Frauen, Kinder und ältere Menschen bangten um ihre Männer, Väter, Brüder und Söhne, besonders wenn sie an der Ostfront waren. Die häufigen nächtlichen Bombardierungen der Stadt zerrten an den Nerven; viele verloren ihren Wohnraum.

Auch Jüdinnen und Juden erhielten Lebensmittelkarten – mit dem Aufdruck „J“ – zugewiesen, die ihnen aber weit geringere Nahrungsmengen von schlechterer Qualität als die der „Volksgenossen“ zuteilten. Im Augenblick ihres Untertauchens entfiel auch diese Quelle der Ernährung. Wenn sie keine finanziellen Mittel mehr zurückbehalten hatten, um auf dem Schwarzmarkt zu kaufen bzw. zu handeln, waren sie völlig auf ihre Helferinnen und Helfer angewiesen. Umgekehrt gab es unter den Helferinnen und Helfern viele, die ihre kargen Lebensmittelrationen mit den Verfolgten teilten.

Die Frage nach der Motivation der Einzelnen ist wohl am schwierigsten zu beantworten. Mehr als die Hälfte der helfenden Personen waren übrigens Frauen, denn ein Großteil der Männer befand sich an der Front. Unter ihnen waren Alleinstehende, aber auch zahlreiche Frauen, deren Männer Soldaten waren.

Manche der als Retter bekannt gewordenen Menschen waren von Anfang an erklärte Gegner des Nationalsozialismus und durch die zunehmende Ausgrenzung und Verfolgung der Juden alarmiert. Sie gehörten zu denen, die frühzeitig die Initiative ergriffen und vielen Verfolgten wirksame Hilfe leisten konnten. Die meisten Helferinnen und Helfer entschlossen sich erst im Laufe des Krieges zum Handeln, als immer deutlicher wurde, dass die Deportation der Juden wahrscheinlich in den Tod führte. Viele wurden von den Verfolgten um Hilfe gebeten, andere ergriffen von sich aus die Initiative zur Hilfe. Oft war es eine zufällige Situation, eine zufällige Begegnung, die Menschen zu Helfern und Retter machten. All dies spiegelt sich in den einzelnen Kapiteln wider.

Wie die Beispiele in dieser Publikation belegen, kamen die Helfer aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Milieus und handelten aus unterschiedlichen Beweggründen, sei es aus menschlichem Mitgefühl oder aufgrund religiöser und politischer Überzeugungen – oft mischten sich verschiedene Motive. Manche halfen auch, weil sie sich finanzielle oder andere Vorteile davon versprachen. Ein Teil der Helfer war NSDAP-Mitglied, einige aus Überzeugung, andere aus Opportunismus. Die Kapitel dieser Publikation fordern dazu heraus, diese Facetten zu ergründen.

Welches Risiko gingen die Helfer ein?

Ein Runderlass des Reichssicherheitshauptamtes vom 24. Oktober 1941 lautete: „Deutschblütige Personen, die in der Öffentlichkeit freundschaftliche Beziehungen zu Juden zeigen, sind aus erzieherischen Gründen vorübergehend in Schutzhaft zu nehmen bzw. in schwerwiegenden Fällen bis zur Dauer von drei Monaten in ein Konzentrationslager, Stufe I, einzuweisen. Der jüdische Teil ist in jedem Falle bis auf weiteres unter Einweisung in ein Konzentrationslager in Schutzhaft zu nehmen.“

Mit diesem Erlass wurden Kontakte zu Jüdinnen und Juden kriminalisiert. Die Helferinnen und Helfer gingen demnach ein erhebliches Risiko ein. Die Beherbergung von Juden und einzelne Hilfeleistungen, die juristisch nicht fassbar waren, fielen allgemein unter den Begriff „Judenbegünstigung“. Wenn die Beteiligten an missglückten Rettungsversuchen in die Fänge der Gestapo gerieten, wurde die Hilfe für verfolgte Jüdinnen und Juden meist nicht Gegenstand von Gerichtsverhandlungen, sondern gemäß dem Erlass durch Haft im Konzentrationslager geahndet. Helfende Personen wurden meist dann vor Gericht gestellt, wenn ihnen strafrechtlich festgelegte Delikte vorgeworfen werden konnten: Urkundenfälschung, Devisenvergehen, „Rassenschande“, „Rundfunkvergehen“ und besonders oft ein Verstoß gegen die Kriegswirtschaftsverordnung (siehe Kapitel *Der Passfälscher und die Christin*). Ein Verbot der Unterstützung von Juden war im deutschen Strafgesetzbuch nicht verankert.

Das Vorgehen der Gestapo war keineswegs einheitlich. Es reichte von bloßer Verwarnung und Einschüchterung der Helferinnen und Helfer bis zur Haft im Konzentrationslager mit Todesfolge (siehe Kapitel *Ein Retter kommt im KZ um*). Das subjektive Gefühl der Angst in einer Atmosphäre völliger Rechtsunsicherheit darf nicht unterschätzt werden. Die Maßlosigkeit, mit welcher der NS-Staat vor allem während des Krieges Vergehen von relativ geringer krimineller Bedeutung verfolgte, erzeugte ein Klima von Bedrohung. Die Frauen und Männer, die untergetauchte Jüdinnen und Juden in ihrem Überlebenskampf unterstützten, waren sich meist bewusst, dass im Falle der Entdeckung ihr Handeln als Angriff auf die „Volksgemeinschaft“ betrachtet und hart bestraft werden würde.

Schluss

Es müssen weit mehr als 20.000 nichtjüdische Deutsche gewesen sein, die während des Zweiten Weltkrieges verfolgten Jüdinnen und Juden beistanden und zu ihrer Rettung beitrugen. Sie leisteten damit – bewusst oder unbewusst – Widerstand gegen die erklärte Absicht Hitlers, die Juden Europas auszulöschen. Ihr Handeln widerlegt die Entschuldigung vieler Deutscher nach dem Krieg, niemand habe gegen den

Terror der NS-Diktatur etwas tun können. Angesichts von Millionen Menschen, die das Regime billigten oder angesichts der Judenverfolgung passiv blieben, ist die Zahl der Helferinnen und Helfer gering – doch ist sie nicht so klein, wie lange Zeit vermutet.

Oft wird das Handeln der Helferinnen und Helfer, die auch als *Stille Helden* erinnert werden, mit Zivilcourage gleichgesetzt, einem Begriff, der heute für eine am Gemeinwohl orientierte demokratische Tugend verwendet wird, deren Fehlen häufig zu beklagen ist. Wenn wir mit dieser Bezeichnung auch das Handeln der Helferinnen und Helfer in den Jahren 1941 bis 1945 charakterisieren möchten, müssen wir uns bewusst sein, dass diese Menschen in einem totalitären Staat handelten und sich mit ihrem Tun den von der NS-Diktatur gesetzten Normen widersetzen. Sie stellten sich damit außerhalb der viel beschworenen „Volksgemeinschaft“. Es ging nicht um mutige Hilfsbereitschaft für in Not geratene Mitmenschen als solche – Hilfsbereitschaft und Anstand waren Werte, die auch von den Nationalsozialisten propagiert wurden, solange sie den „Volksgenossen“ zugute kamen. Es ging vielmehr darum, Solidarität und humanes Verhalten gerade solchen Menschen zuteil werden zu lassen, die als Gruppe seit fast zehn Jahren in einer allgegenwärtigen Propaganda als „Parasiten“ und Feinde des deutschen Volkes verfeimt und ausgegrenzt worden waren. Die Helferinnen und Helfer mussten heimlich handeln, konnten nicht erwarten, in absehbarer Zeit für ihr Verhalten eine Bestätigung zu bekommen; sie mussten fürchten, denunziert und aus der eigenen Gesellschaft ausgestoßen zu werden, und sie gingen ein unwägbares Risiko für Leib und Leben ein.

Literatur

Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, hrsg. vom Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Berlin 1995.

Wolf Gruner: Von der Kollektivausweisung zur Deportation der Juden aus Deutschland (1938–1945), in: Birthe Kundrus/Beate Meyer (Hrsg.): Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne-Praxis-Reaktionen (1938–1945), Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus (20), Göttingen 2004.

Wolf Gruner: Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der „Mischehen“ 1943, Frankfurt am Main 2005.

Akim Jah: Vom Altenheim zum Sammellager. Die Große Hamburger Straße 26, die Deportation der Berliner Juden und das Personal der Stapoleitstelle Berlin, in: Theresienstädter Studien und Dokumente 2007, hrsg. von Jaroslava Milotová/Anna Hájková, S. 176–219.

Beate Kosmala: Zwischen Ahnen und Wissen: Flucht vor der Deportation, in: Kundrus/Meyer: Deportation, S. 135–159.

Beate Kosmala: Missglückte Hilfe und ihre Folgen: Die Ahndung der „Judenbegünstigung“ durch NS-Verfolgungsbehörden, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.): Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945, Berlin 2002, S. 205–221.

Beate Meyer/Hermann Simon (Hrsg.): Juden in Berlin 1938–1945, Berlin 2000.

Claudia Schoppmann: Die „Fabrikaktion“ in Berlin. Hilfe für untergetauchte Juden als Form humanitären Widerstandes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005) 2, S. 138–148.

Diana Schulle: Die Deportation der Berliner Juden, in: Diana Schulle: „... und immer bewundern wir Eure mit aufopfernder Liebe prima gepackten Pakete.“ Otto Weidts Hilfsaktion für Gefangene im Ghetto Theresienstadt 1943–1944, hrsg. vom Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt, Berlin 2012, S. 21–45.

Christoph Hamann

Aus den Geschichten lernen – Zivilcourage lernen?

Sinn bilden

An die Vergangenheit wird nicht um ihrer selbst willen erinnert – jedes Erinnern hat eine Funktion. Es dient dem Verständnis der Gegenwart und der Orientierung für die Zukunft. Dieser funktionale Gegenwartsbezug des Erinnerns ist immer gegeben, unabhängig davon, ob er explizit genannt wird oder nur implizit wirksam ist. Andernfalls erlischt die Erinnerung: Der erinnerte Sachverhalt verliert an Relevanz, wird zum Gegenstand antiquarischer Betrachtung und dann alsbald vergessen.

Diese geschichtstheoretische Schlussfolgerung lässt auch einen didaktischen Umkehrschluss zu. Für Lernende bleibt alles kollektive Erinnern ohne Leben, sofern es nicht gelingt, den individuellen Gebrauchswert der Auseinandersetzung mit Vergangenheit deutlich zu machen. Deren Frage lautet dann: „Was hat das mit mir zu tun?“ Oder: „Wofür brauche ich das?“ Im Moment der Frage legen die jungen Menschen offen, dass ihnen ein (narrativer) Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit nicht deutlich geworden ist. Untersuchungen der empirischen Lehr-Lern-Forschung geben den Jugendlichen recht. Sie zeigen, dass deren Wunsch nach einem Gegenwartsbezug nicht allein auf das gewiss wichtige Moment der Motivation reduziert werden kann. Sie belegen, dass ein Geschichtsunterricht nur dann eine Chance auf Nachhaltigkeit hat, wenn er den Bezug zu den Lernenden und ihrem Leben herstellt, wenn er gar identitätsrelevant wird. Bloße Reproduktion von Wissen über Vergangenheit ohne einen individuellen Bezug macht dieses zu „trägem Wissen“, das in seiner lebensweltlichen Dysfunktionalität alsbald vergessen wird.

Die pragmatische Anforderung an den Unterricht lautet also, dass dieser für den Einzelnen „Sinn bilden“ muss. Fachdidaktisch gesprochen: Die Vergangenheit muss als Ressource für die „Produktion von Sinn, Orientierung und Kohärenz erzeugenden Narrationen“ (Gudehus 2010, 7 f.) genutzt werden, um dem Verhalten in der Gegenwart wie der Gestaltung der individuellen Zukunft eine lebenspraktische Orientierung zu geben. Diese Orientierung wiederum muss individuell erarbeitet werden. Ein von Lehrkräften verabreichtes verbindliches Werturteil, was „wir aus der Geschichte lernen können“, provoziert allenfalls sozial erwünschtes Verhalten, veranlasst aber kein nachhaltiges historisches Lernen. Dies zeigen empirische Untersuchungen ebenfalls.

Wie können diese Zusammenhänge bei der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust sinnvoll entfaltet werden? Praktiziert wurde in der Vergangenheit nicht selten eine Didaktik, die auf Abschreckung und Appell setzte. Die Darstellung von staatlichen Menschenrechtsverletzungen, von Terror, Gewalt und Verbrechen, verbunden mit dem moralischen Imperativ eines „Nie wieder“ – dies, so die Unterstellung, sei als solches eine nachhaltige Prävention. Aus der Aufklärung resultiere notwendig Abschreckung und aus dem Appell die Immunisierung gegenüber antidemokratischen Einstellungen. Und all dies befördere unausweichlich ein sozial verantwortliches Verhalten, welches sich an den Menschenrechten orientiere.

Kritisch zu hinterfragen ist die Annahme, aus der Darstellung des Grauens folge die Ablehnung des Grauens. Schließlich gibt es Menschen mit gefestigten rechtsextremen Einstellungen, die den Nationalsozialismus und seine Ideologie befürworten. Und schließlich verhält ein Appell, wenn er in unspezifischer Moralität verharrt und keine konkreten Handlungsoptionen in der und für die Gegenwart zeigt und profiliert. Wie kann eine historische Erfahrung orientierend sein für junge Menschen, die in gänzlich anderen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen leben? Welche didaktische Voraussetzung muss gegeben sein, um historisch lernen zu können?

In diesem Sinne ist bei der Auseinandersetzung mit dem Holocaust die alleinige didaktische Fokussierung auf die Konzentrations- und Vernichtungslager zu hinterfragen. Der Lernende muss in paralysierter Erstarung verharren, wenn ihn das historische Beispiel allein mit der Monumentalität des Grauens konfrontiert. Die Konzentration auf diese Extremsituation lässt die Lernenden allein. Ihnen wird jenseits des moralischen Imperativs kein Weg gewiesen, was sie denn nun mit diesem Wissen anfangen sollen. Ihnen wird für das Hier und Heute nicht gezeigt, was sie denn individuell und zivilgesellschaftlich tun können und müssen. „Das paradoxe Bemühen der deutschen Erinnerungskultur“, so Dana Giesecke und Harald Welzer, „aus einem negativen Ursprungsereignis eine positive Identitätsbildung zu generieren und in politisches Verantwortungsbewusstsein zu übersetzen, muss fehlschlagen: Identität braucht psychologisch positive Fundamente, eine gesicherte Überzeugung, dass und wie man Gutes bewirken und Böses verhindern kann.“ (Giesecke/Welzer 2012, 98 f.)

Urteilen und (sich) orientieren

Die Geschichten vom Helfen und Retten von Verfolgten dagegen haben ein großes didaktisches Potential zur Entwicklung sozial verantwortlicher Haltungen, zur Entwicklung individueller Urteils- und Orientierungskompetenz. Dies soll in sechs Thesen entfaltet werden.

Sinnvolle Geschichten

Wenn historisches Lernen, so das Paradigma des Narrativen in der Geschichtsdidaktik, „Sinnbildung über Zeiterfahrung“ ist, dann muss diese Sinnbildung am Holocaust scheitern. Denn dieser ist das Sinnlose, das Nicht-Erzählbare schlechthin. Der Historiker Dan Diner betont, dass die Massenvernichtung durch den Holocaust sich den bekannten kulturellen Erinnerungs- und Erzählmustern entziehe, weil diese jenseits aller bisherigen menschlichen Erfahrung liege. Der Holocaust habe eine „Statistik, aber kein Narrativ“ (Diner 1995, 126). Sinnhafte Geschichten im Zusammenhang mit dem Holocaust lassen sich aber leichter für solche historische Situationen formulieren, in denen ein Narrativ nachvollziehbar ist.

Das Retten der Verfolgten, das Gerettet-Werden oder das Scheitern der Hilfe – all dies kann als eine Geschichte sinnvoll erzählt werden. Das Narrativ hat einen Beginn (Verfolgung, Untertauchen) und ein Ende (Befreiung, Deportation), es hat ein konkretes Referenzsubjekt (die Verfolgten, die Helfer und Retter) oder auch einen Höhepunkt (Trennung von der Familie, von geliebten Personen, Verrat, Befreiung usw.). Handlungsmotivation und -zusammenhänge sind auch von heute aus gesehen nachvollziehbar. Zum Beispiel spielen Situationen der persönlichen Entscheidung eine große Rolle: Die Entscheidung der Verfolgten unterzutauchen, die Entscheidung des Freundes zu helfen oder eben nicht zu helfen, die Entscheidung der Nachbarin zu denunzieren oder ihre Beobachtungen für sich zu behalten. Die Geschichten vom Retten und Helfen kommen der Erzählkonvention entgegen, einer Erzählung einen Abschluss zu geben. Denn die Erzählung mündet in die Rettung oder die Deportation. Insbesondere jüngeren Lernenden kommen die Erzählungen vom Retten und Helfen in ihrer biografischen Konkretisierung, in der Kohärenz von temporalen und kausalen Handlungsabläufen sowie in ihrer lebensweltlichen Sinnhaftigkeit entgegen.

Konkrete Orte

Durch die Geschichten vom Retten bekommt der Holocaust einen konkreten, gegebenenfalls sogar bekannten oder im wahren Sinne des Wortes *anschaulichen* Ort. *Hier*, genau *hier* ist es geschehen, mitten im deutschen Alltag. Dieser Ort liegt nicht im Irgendwo der Vernichtungslager des Ostens, er liegt vielmehr mitten in unseren Städten. Der historische Ort kann das Nachbarhaus oder der Laden in der Straße nebenan sein. Hier bieten sich für die Schule Ansatzpunkte für eine Verknüpfung von biografischen und handlungs- wie projektorientierten Methoden im lokalhistorischen Kontext.

Handelnde Individuen

Der Sprachgebrauch der Lernenden zeigt allzu oft: Es handeln allein personifizierte Kollektivsubjekte, nämlich: „die Deutschen“, „die Nazis“, „die Juden“. Solche Sprachgewohnheiten formulieren implizit Exklusionen: Die Deutschen waren offenbar keine Nazis und die Juden keine Deutschen. Diese Art der Formulierung belässt den Einzelnen in der Anonymität des Kollektivs. Dieser wiederum kann die Verantwortung an dieses anonyme Subjekt delegieren. Das Kollektivsubjekt erscheint schließlich als nahezu passiver Erfüllungsgehilfe in historischen Prozessen – die individuelle Absicht, die persönliche Tat, die konkrete Verantwortung – all dies löst sich in der Abstraktion einer Makroperspektive auf. So erscheint der Holocaust allzu oft ein täterloses Schicksal von „sechs Millionen“ Namenlosen am Ende eines arbeitsteilig-bürokratischen Prozesses zu sein.

In den Erzählungen vom Retten und Helfen treten Menschen auf, die in ihrer Individualität wie in ihren konkreten Handlungen erkennbar bleiben: Täter, Opfer, Zuschauer und eben auch Helfer. Und dies schließt Rollenwechsel oder Doppelrollen mit ein. Der Werkmeister mit einer NSDAP-Mitgliedschaft, welcher den Verfolgten einen Tipp vor einer Razzia (z. B. der Fabrik-Aktion 1943) gibt, ist beides: ein Unterstützer des NS-Regimes und ein Retter zugleich. Die Nachbarin, die die Nazis zwar ablehnt, den Versteckten aber dennoch nicht hilft, macht sich zur schweigenden Mitläuferin. Der günstige Erwerb des Mobiliars Deportierter macht den Schnäppchenjäger zum Nutznießer des Regimes und damit mitschuldig.

Konkretisierung des Helfens

Sie zeigen die Praxis der NS-Verfolgung, die Entscheidungs- und Handlungsspielräume von Helfern und Verfolgten wie auch die Grenzen der Hilfsmöglichkeiten und -bereitschaften. Und ins Blickfeld kann kommen, dass die Helferinnen und Helfer durch ihren Wohnort, durch ihren Beruf, durch ihre persönlichen Kontakte wie auch durch ihr Geschlecht unterschiedliche Handlungsspielräume für ein sozial verantwortliches Verhalten hatten. Die Händlerin konnte Lebensmittel beiseite schaffen, der Beamte Ausweispapiere besorgen und selbst der Täter im Verfolgungsapparat konnte Informationen über bevorstehende Verhaftungen weitergeben. Oder aber: Die Händlerin gab Nahrung nur gegen Lebensmittelkarte, der Beamte stellte Ausweispapiere nur auf dem vorgeschriebenen Verwaltungsweg aus und der Täter gab keine Informationen preis. Die Handlungsmöglichkeiten waren auch abhängig vom Geschlecht: Die Frau kann sich im Zweiten Weltkrieg als Bombenopfer ausgeben, der wehrfähige Mann muss sich legitimieren, warum er nicht an der Front ist.

Auch die Grautöne persönlichen Verhaltens und persönlicher Motive können erkannt und diskutiert werden. Wer half wem, wann, wie und warum? Mit welchen alltäglichen Problemen und Gefahren waren die Helfenden und die Untergetauchten konfrontiert? Anhand der Geschichten vom Untertauchen lässt sich das Leben im Spannungsfeld von Täterschaft, Anpassung und Widerstand beispielhaft für die deutsche Gesellschaft im Nationalsozialismus behandeln.

Förderung der Empathie

Theodor W. Adorno sprach im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus von der „Unfähigkeit zur Identifikation“ mit den Verfolgten. Der didaktische Imperativ nach der Empathie und Identifikation hat gerade bei der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine problematische Seite. Eine Identifikation mit den Tätern kann nicht erwünscht sein. Wenn der Fokus auf den Vernichtungslagern, auf der konkreten Situation der Selektion an der Rampe in Auschwitz-Birkenau liegt, dann werden die Hürden für ein Einfühlen in die Situation der Verfolgten außerordentlich hoch, wenn nicht zu hoch gelegt. Es bleibt die Frage, ob dieser Anspruch die Vorstellungskraft der Lernenden nicht überfordert.

Die Konkretisierung der Ausgrenzungs- und Verfolgungspolitik in mikrohistorischer Perspektive noch vor der Deportation bietet dagegen die Chance, die Eindeutigkeit der Rollen von Verfolgten-Tätern-Zuschauern zugunsten einer nachvollziehbaren Darstellung von individuellen Handlungsspielräumen und persönlichen Handlungsbereitschaften aufzulösen.

Die Individualisierung überwindet zudem die Unwirklichkeit abstrakter Verfolgungsstrukturen und -prozesse. Sie schafft dadurch die Bedingung der Möglichkeit von Empathie. Denn erzählt wird von Hausfrauen, Lehrerinnen, Malermeistern und Geschäftsinhabern etc.; erzählt wird von konkreten Menschen mit Stärken und Schwächen. Menschen also, mit denen Lernende „innerlich ins Gespräch kommen können“ (Brigitte Dehne) – eben weil sie realitätsnah in all ihren Ambivalenzen gezeichnet werden.

Förderung der Urteils- und Orientierungskompetenz

Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist nur dann sinnvoll, wenn sie den Lernenden hilft, begründete (Sach- und Wert-)Urteile über Vergangenheit zu bilden und Geschichte(n) für die Orientierung in ihrer persönlichen Lebenspraxis zu nutzen – in den Worten der Berliner Rahmenlehrpläne für das Unterrichtsfach Geschichte: die Entwicklung von Urteils- und Orientierungskompetenz.

In einem Brief vom Herbst 1964 schrieb der Politologe Manfred Wolfson über das didaktische wie pädagogische Potential des Themas Retten und Helfen im Nationalsozialismus. Er hat dabei insbesondere die Orientierungsfunktion bei der Werturteilsbildung im Blick: Eine „Dokumentation aus lebendigen Beispielen von Mitverantwortung und Zivilcourage bietet auch reiche erzieherische Möglichkeiten.“ (Hamann 2002, 392) Daran ist anzuknüpfen. Denn das historische Beispiel konkreten Handelns gegen die zeitgenössischen Normen antisemitischer Politik fordert die Lernenden zur individuellen Positionierung heraus: Helfen oder Nicht-Helfen? Übernahme individueller Verantwortung oder Einsicht in die Gefahren konkreten Helfens? Anpassen oder Widerstehen? Wirksam und nachhaltig kann das Lernen nur dann sein, wenn die emotionale und kognitive Auseinandersetzung ohne vorschnelles Moralisieren auch bei den Helferinnen und Helfern die Wahrnehmung von Ambivalenz, Angst, Unsicherheit, Zwiespältigkeit oder auch Unfähigkeit zulässt.

Von den Geschichten der „Stillen Helden“ lernen – Zivilcourage lernen?

Die Geschichten vom Retten und Helfen tragen zur historischen Aufklärung über den Nationalsozialismus bei und zeigen, dass der Einzelne nicht machtlos war. Sie können junge Menschen für das Unrecht der staatlichen Gewaltverbrechen sensibilisieren und ihre Empathie für die Verfolgten stärken. Die Geschichten vom Helfen und Retten sind zugleich auch moralisch orientierend, können menschenrechtlich orientierte Haltungen bestärken und haben von daher auch einen erzieherischen Wert.

Aber: Sind die Retter und Helfer der Vergangenheit Vor-Bilder zum Nach-Ahmen in der Gegenwart? Kann am historischen Beispiel Zivilcourage gelehrt und gelernt werden? Die grundsätzlich unterschiedlichen historischen Kontexte lassen an der Möglichkeit Zweifel aufkommen, schlichte Analogien zwischen Damals und Heute zu ziehen. Die Handlungsbedingungen in einer Demokratie unterscheiden sich von denen einer Diktatur mit totalitärem Anspruch grundsätzlich. Der Rassismus war nach 1933 Staatsdoktrin, die Rechtsungleichheit politische sowie rechtliche Praxis und zudem gesellschaftlich hingenommen, wenn nicht breit akzeptiert. Sich gegen diese Norm der Ungleichheit sowie die Mehrheitsmeinung durch Helfen und Retten von Verfolgten zu stellen, dies bedurfte großen Mutes und war lebensgefährlich. Menschenrechte und Rechtsgleichheit sind in der Demokratie dagegen die normative Basis des Zusammenlebens. Verfolgten zu helfen bedeutet daher, im Einklang mit dem normativen Anspruch einer Zivilgesellschaft zu handeln und nicht gegen die Mehrheitsgesellschaft. Zivilcourage heute heißt, die Grundlagen und Werte der Zivilgesellschaft und damit die Menschenrechte zu verteidigen. So gesehen hat Zivilcourage die Zivilgesellschaft zur Voraussetzung.

Zu fragen ist außerdem, ob das bloße Wissen über mutiges Verhalten in extremer Situation der Vergangenheit ausreicht, um heute zivilcouragiert zu handeln. Dazu gehören neben der eigenen Werthaltung sicherlich außerdem auch handlungsorientierte Fähigkeiten und Fertigkeiten, die man im Geschichtsunterricht im Allgemeinen nicht lernt. Zivilcouragiertes Handeln heute braucht zudem nicht zwingend historische Kenntnisse als notwendige Voraussetzung. Man muss, wie es der Historiker Ulrich Herbert einmal formulierte, nichts über den Holocaust wissen und kann trotzdem die Überzeugung haben, dass

man anderen Menschen keine Gewalt antut und sie ermordet. Im Geschichtsunterricht kann also über mutiges Handeln in der Vergangenheit gelehrt werden. Ob damit aber auch Zivilcourage gelernt werden kann, um im Heute zu handeln – dies muss offen bleiben. Die Geschichten vom Retten und Helfen können aber dazu ermutigen, das eigene Handeln in der Gegenwart zu reflektieren und in sozialer Verantwortung an den Menschenrechten zu orientieren.

Literatur

Dan Diner: Kreisläufe. Nationalsozialismus und Gedächtnis, Berlin 1995.

Dana Giesecke/Harald Welzer: Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg 2012.

Christian Gudehus/Ariane Eichenberg/Harald Welzer (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart/Weimar 2010.

Christoph Hamann: „Uropa war ein Guter“. Retten und Überleben als Thema des Geschichtsunterrichts, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.): Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945, Berlin 2002, S. 381–393.

Beate Kosmala: Zivilcourage in extremer Situation. Retterinnen und Retter von Juden im „Dritten Reich“, in: Gerd Meyer u. a. (Hrsg.): Zivilcourage lernen. Analysen – Modelle – Arbeitshilfen, [Tübingen, Bonn, Stuttgart] 2004, S. 106–114.

Beate Kosmala/Revital Ludewig-Kedmi: Verbotene Hilfe. Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust, Zürich/Donauwörth 2003.

Gerd Meyer u. a. (Hrsg.): Zivilcourage lernen. Analysen – Modelle – Arbeitshilfen, [Tübingen, Bonn, Stuttgart] 2004.

Johannes Meyer-Hamme: Historische Identitäten und Geschichtsunterricht. Fallstudien zum Verhältnis von kultureller Zugehörigkeit, schulischen Anforderungen und individueller Verarbeitung, Idstein 2009.

Jörn Rösen: Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden, 2. überarb. Aufl. Schwalbach/Ts., 2008.

Meik Zülsdorf-Kersting: Sechzig Jahre danach: Jugendliche und Holocaust. Eine Studie zur geschichtskulturellen Sozialisation, Berlin 2007.

Karoline Georg

Überleben im Versteck

Geschichtslernen im heterogenen Klassenzimmer

In den vergangenen Jahren wurde intensiv über sinnvolle Methoden in der pädagogischen Aneignung der Geschichte des Nationalsozialismus diskutiert, besonders in Hinblick auf Lerngruppen mit einem hohen Anteil an Schülerinnen und Schülern mit einem sogenannten Migrationshintergrund. An dieser Debatte beteiligten sich sowohl Pädagoginnen und Pädagogen der schulischen wie auch der außerschulischen Bildung. Dabei war diese Diskussion nicht deshalb notwendig, weil Jugendliche mit Migrationshintergrund einer besonderen Pädagogik bedürften, sondern weil viele gängige Methoden der Vermittlung der nationalsozialistischen Geschichte überholt sind, kaum unsere heterogene Gesellschaftsstruktur reflektieren und teilweise sogar soziale Exklusionsmechanismen reproduzieren. Es ist daher sinnvoll, dass neue Ansätze der außerschulischen Bildungsarbeit in Museen, Gedenkstätten und Bildungseinrichtungen auch Eingang in den schulischen Kontext finden.

Heterogenität im Klassenzimmer – pädagogische Implikationen

Eine der Herausforderungen einer antirassistischen und inklusiven Bildungsarbeit besteht für Pädagoginnen und Pädagogen darin, die Jugendlichen nicht auf tatsächliche oder fiktive Gruppenzugehörigkeiten festzulegen. So verweist etwa Christian Geißler in seinen Überlegungen hinsichtlich einer inklusiven Gedenkstättenpädagogik darauf, wie wichtig es für einen Lernprozess ist, immer von einer Heterogenität in Lerngruppen auszugehen, die sich unterschiedlich ausgestalten kann. So zählen dazu nicht nur die häufig betonten Kategorien der „Erstsprachen, Hautfarben, Geburtsländer oder ethnischer und religiöser Zugehörigkeiten“ (Geißler 2010: 70), sondern auch unterschiedliche Bezüge zum sozialen Geschlecht, der sexuellen Orientierung, die Frage nach einem besonderen Förderbedarf, dem Gesundheitszustand oder Alter der Lernenden (ebd.). Heterogenität sollte idealerweise von den Lehrenden in jeder pädagogischen Situation beachtet und aus der eigenen gesellschaftlichen Position heraus reflektiert werden.

Gleichzeitig ist eine Offenheit für die Narrative der Jugendlichen seitens der Lehrenden wichtig. So haben in Berlin viele Schülerinnen und Schüler einen familiären Bezug zum Nahostkonflikt, der mit Fluchterfahrungen der Eltern oder auch eigenem Erleben einhergeht. Es gibt zum Beispiel Jugendliche, die während des Libanonkrieges im Sommer 2006 in den Ferien bei Verwandten im Libanon waren und den Konflikt vor Ort erlebten. Solche Erfahrungen werden von den Jugendlichen unter Umständen auch angesprochen, wenn die Geschichte des Nationalsozialismus behandelt wird. Dabei können durchaus problematische Analogien hergestellt werden, wenn etwa die verfolgten Juden von damals als Täter von heute angesehen werden. Diese Äußerungen sollten nicht tabuisiert, sondern im Rahmen der Möglichkeiten angesprochen und diskutiert werden.

Auch bei der Verhandlung von gesellschaftlicher Teilhabe spielt die Geschichte des Nationalsozialismus für viele Jugendliche mit Migrationshintergrund in Deutschland eine besondere Rolle. Einige sehen sogar das historische Wissen über den Holocaust als eine Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft (Georgi 2003). Verstärkt wird diese Wahrnehmung durch den in Deutschland ständig präsenten Bezug zur eigenen Familiengeschichte, aus dem Jugendliche ausgeschlossen sind, deren Eltern oder Großeltern nach Deutschland einwanderten. Für die Aneignung der Geschichte des Nationalsozialismus bedeutet dies, dem Gefühl, nicht Teil des deutschen Geschichtsnarrativs zu sein, mit inklusiven Ansätzen entgegenzuwirken. Auch hier ist ein sensibles Vorgehen der Lehrenden erforderlich.

Erfahrungen aus der pädagogischen Arbeit

Im Rahmen meiner Tätigkeit für die Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIGa e.V.) arbeite ich vor allem in Berliner Schulklassen, die hinsichtlich der familiären Migrationsgeschichte sehr heterogen sind. Während des Projektes Jüdisches Leben in Kreuzberg, das die KIGa in den Jahren 2007 bis 2009 durchgeführt hat, entstanden eine Ausstellung und der Projekttag „... und raus bist Du!“ *Eine jüdische Familie aus Kreuzberg*. Hier wird die Geschichte der jüdischen Familie Arndt behandelt (siehe auch Gedenkstätte), die den Nationalsozialismus versteckt in Berlin überlebte. Die Zielgruppe sind Schülerinnen und Schüler der Sekundarschulen im Alter von 15 bis 18 Jahren. Da sich das Projekt an Jugendliche mit erschweremtem Zugang zu Bildung richtet, achteten wir besonders auf eine möglichst barrierefreie sprachliche Gestaltung der Texte und auf eine methodische Vielfalt, um die schnell schwindende Konzentration aufrecht zu erhalten. Der Projekttag besteht aus drei Blöcken von jeweils 90 Minuten.

Die Konzeption ging von der Annahme aus, dass sich viele Jugendliche nicht besonders für Geschichte interessieren und dieses Interesse zunächst einmal zu wecken ist. Die Identifikation mit dem Wohnumfeld – dem eigenen Kiez – schien uns ein produktiver Ausgangspunkt zu sein, unabhängig davon, welche nationale Identität die Jugendlichen für sich selbst definieren: Wir gingen davon aus, dass das Lernen über die Geschichte des eigenen Bezirks als vertraute Umgebung interessant und leicht zugänglich sein müsste. Zusätzlich zum lokalen Bezug wählten wir einen biografischen Ansatz, der den Teilnehmenden einen individuellen Zugang zu historischen Ereignissen und Entwicklungen ermöglicht. Beide Ansätze haben einen Bezug zur Lebenswelt der Jugendlichen und erleichtern Ihnen auch einen Zugang zur Geschichte.

Im ersten Teil des Projekttages bekommen die Jugendlichen eine Vorstellung von der behandelten historischen Epoche: Im Rahmen eines Memoryspiels vergleichen wir alte und aktuelle Fotos bekannter Orte in Berlin-Kreuzberg und diskutieren die Veränderungen im Viertel. In einem zweiten Schritt nutzen wir einen „Zeitstrahl“ in die Vergangenheit, indem wir die Jugendlichen nach ihren eigenen und den Geburtsjahren ihrer Eltern und Großeltern fragen. So lernen viele Jugendliche, dass ihre Groß- oder sogar Urgroßeltern in der Zeit des Nationalsozialismus Kinder gewesen sind. Diese Methode schließt alle Familiengeschichten ein, unabhängig davon, ob es eine familiäre Beziehung zum Nationalsozialismus gibt oder nicht. Durch den Bezug und die Verbindung zu den eigenen Vorfahren liegt der Zeitraum zwischen 1933 und 1945 nicht mehr unvorstellbar weit in der Vergangenheit zurück.

Nach einer kurzen Einführung in die deutsch-jüdische Geschichte und die Geschichte des Nationalsozialismus beginnen wir, uns mit der Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung von Jüdinnen und Juden zwischen 1933 und 1945 zu beschäftigen. Wir besprechen exemplarisch die antijüdische Gesetzgebung. Die Jugendlichen erfahren von der Entrechtung der Deutschen, die als jüdisch definiert wurden. Sie erkennen und problematisieren unmittelbar, dass diese Gesetze darauf abzielten, die jüdische Bevölkerung zu kennzeichnen, zu demütigen und auszugrenzen.

Danach folgt im zweiten Block eine intensive Arbeitsphase. Als Grundlage dient die Biografie der jüdischen Familie Arndt aus Kreuzberg, die den Nationalsozialismus versteckt in Berlin, u. a. in der Oranienstraße überlebt hat (Lovenheim 2002). Die Schülerinnen und Schüler lernen anhand von Texten in einfacher Sprache, Fotos und Dokumenten die Geschichte dieser Familie kennen – einschließlich der Zeit vor und nach dem Nationalsozialismus. Es gibt viele Aspekte dieser Familiengeschichte, die den Jugendlichen vertraut sind: Sie kennen die Schulen, die die Kinder besuchten oder die Gebäude, in denen die Familie lebte. Eine Schülerin reagierte sehr aufgeregt darauf, dass sich der Sohn der Familie zwei Jahre lang in einer Fabrik versteckt hielt, die direkt neben ihrem heutigen Wohnhaus lag. Durch die Arbeit mit dieser ortsbezogenen Biografie wird ein Bezug zur eigenen Lebenswelt hergestellt, die Distanz zum historischen Geschehen wird verringert. Im abschließenden Block präsentieren die Jugendlichen in Gruppen anhand von erstellten Plakaten jeweils einen Teil der Familiengeschichte. In einer Abschlussdiskussion werden offene Fragen geklärt und die Geschichte der Familie Arndt im Versteck wird in den historischen Kontext eingeordnet.

Unsere Erfahrungen haben gezeigt, dass die Arbeit mit einer solchen Familiengeschichte diverse Möglichkeiten der inhaltlichen Aneignung von historischem Wissen und Kompetenzen des historischen Lernens bietet: Die Schülerinnen und Schüler verstehen, dass die Verfolgung von Jüdinnen und Juden ein Prozess war, der von den Nationalsozialisten ständig radikalisiert wurde. Sie können nachvollziehen, wie sich die Entrechtung und Verfolgung der Jüdinnen und Juden in Deutschland ganz unmittelbar auf das Leben einer jüdischen Familie auswirkte: Einschränkungen des Alltags wie Berufsverbote, Schulverweise, Verweigerung des Studiums, Zwangsumzüge, Emigrationsüberlegungen oder Zwangsarbeit werden den Jugendlichen näher gebracht. Die Jugendlichen diskutieren, an welchen Punkten das Leben dieser Familie selbst- oder fremdbestimmt war. So können sie verstehen, wie ein diktatorisches Verfolgungssystem die Selbstbestimmung eines Menschen schrittweise einschränkt.

Auch wenn mit Biografien Überlebender gearbeitet wird, sollen die Jugendlichen verstehen, dass das Überleben die Ausnahme gewesen ist. Es darf nicht der Eindruck entstehen, dass die NS-Verfolgung von Jüdinnen und Juden eine Geschichte mit glücklichem Ausgang gewesen sei. Wir versuchen dies aufzufangen, indem wir in der historischen Einführung zum Thema die nationalsozialistische Vernichtungspolitik beschreiben und im Rahmen der Biografearbeit auch Deportationen von Verwandten und Bekannten der Familie Arndt besprechen.

Gleichzeitig ist es wichtig, jüdische Deutsche nicht nur als Opfer zu darzustellen. Gerade angesichts der Entwicklung, dass „Jude“ heute als Schimpfwort und synonym zu „Opfer“ verwendet wird. Um dieser Sichtweise entgegenzuwirken, bietet sich an, auch das Leben der Familie vor und nach dem Nationalsozialismus zu behandeln. Die Geschichte von Untergetauchten bietet außerdem die Möglichkeit eines Perspektivwechsels dahingehend, dass Jüdinnen und Juden nicht nur von Verfolgung betroffen, sondern – im Rahmen der damaligen Möglichkeiten – auch handelnde Subjekte waren. Jüdinnen und Juden, die sich der Deportation entzogen, widersetzten sich dem nationalsozialistischen System. Aber auch diejenigen Nichtjuden, die den Untergetauchten halfen, leisteten Widerstand. Daher beziehen wir auch die Geschichten eines Ehepaares, das der Familie Arndt geholfen hat, in die biografischen Materialien ein.

Empfehlungen für die biografische Arbeit in der Schule

Auch methodisch bietet die biografische Arbeit vielfältige Möglichkeiten. Fotos und Dokumente begeistern Jugendliche oft mehr als Texte, denn Fotos erleichtern es, eine Geschichte anschaulich zu erzählen. In den Materialien des Projekttags befindet sich zum Beispiel die farbige Abbildung eines Zwangsarbeitsausweises. Mit diesem lässt sich die Verwendung des Zwangsnamens „Israel“ illustrieren, und es ist zu erkennen, dass der Sohn für die Firma Siemens gearbeitet hat – ein Konzern, der den meisten Jugendlichen bekannt ist.

Die Gestaltung eines Projekttags bietet zwar mehr Freiheiten als der Schulunterricht, ist aber noch immer ein sehr eingeschränktes Format, da er keine kontinuierliche Arbeit zu einem Thema erlaubt. Idealerweise ließe sich eine solche Geschichte innerhalb einer schulischen Arbeitsgruppe recherchieren. Dieser Form der schulischen Bildung kommt mit der Etablierung von Ganztagschulen eine höhere Bedeutung zu und bietet vielfältigere gestalterische Möglichkeiten als der Regelunterricht im Klassenverband – die Arbeit lässt sich partizipativ gestalten.

Ausgehend von einer Einzel- oder Familienbiografie, wie sie etwa in der Gedenkstätte Stille Helden dokumentiert ist, können Jugendliche selbständig weiter in Archiven oder auch im Internet recherchieren oder eventuell sogar noch in Gesprächen mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen Details erfahren. Manche Archive bieten auch Workshops für Jugendliche an, die sich sehr gut als Einführung in die biografische Arbeit mit Dokumenten und Fotos eignen. Der hier vorgestellte lokale biografische Ansatz bietet außerdem die Chance, verschiedene Exkursionen wie die Besichtigung historischer Orte oder die Teilnahme an Führungen zur Lokalgeschichte in die Arbeit zu integrieren.

Für die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen sind pädagogische Konzepte nötig, die auch nicht-hegemoniale Perspektiven und Narrative integrieren. Neben der notwendigen Sichtbarmachung und Wertschätzung der Erfahrungen der Jugendlichen kann diese Herangehensweise auch den Effekt haben, Offenheit und die Bereitschaft zu erzeugen, sich mit den nationalsozialistischen Verbrechen zu beschäftigen. Geschichtsaneignung in einer Migrationsgesellschaft muss Anknüpfungspunkte für alle schaffen – der lokale und biografische Ansatz ist dafür sehr gut geeignet.

Literatur und Link

Christian Geißler: Inklusive Gedenkstättenpädagogik. Heterogenität und Diskriminierung als Kategorien für die Reflexion und Konzeption pädagogischen Handelns, in: Barbara Thimm/Gottfried Kößler/Susanne Ulrich (Hrsg.): Verunsichernde Orte. Selbstverständnis und Weiterbildung in der Gedenkstättenpädagogik, Frankfurt am Main, 2010.

Viola Georgi: Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003.

Barbara Lovenheim: Überleben im Verborgenen. Sieben Juden in Berlin, Berlin 2002.

www.kiga-berlin.org (Internetauftritt der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus)



Geschichten und Quellen

Der Passfälscher und die Christin



Biografische Angaben

Biografische Angaben: Cioma Schönhaus (geb. 1922)



Porträt von Cioma Schönhaus (um 1940, Berlin)

Cioma Schönhaus kommt 1922 als einziger Sohn jüdisch-russischer Einwanderer in Berlin zur Welt. Die Familie betreibt eine Mineralwasser-Firma in der Sophienstraße in Berlin-Mitte, die 1938 von den Nationalsozialisten enteignet wird (► Arisierung). Als 15-Jähriger muss Cioma das Gymnasium verlassen. Er wechselt auf die Mittelschule der Jüdischen Gemeinde. Auch der Besuch einer privaten Kunstgewerbeschule endet plötzlich, als er 1940 zu Bauarbeiten verpflichtet wird. 1942 ist er Zwangsarbeiter in der Uniform- und Waffenproduktion.

Im Juni 1942 werden seine Eltern Fanja und Boris Schönhaus ins deutsch besetzte Polen deportiert und ermordet, ebenso seine Großmutter und andere Verwandte. Cioma Schönhaus bleibt als Zwangsarbeiter in Berlin zurück. Er will sich zur Wehr setzen, bereitet sich auf ein Leben im Untergrund vor und verkauft den Hausrat seiner Eltern, ehe der Staat alles beschlagnahmt. Wo immer er kann, widersetzt er sich den Verordnungen der Nazis und trifft sich mit Regimegegnern.

Dabei gerät er an einen Kreis evangelischer Christen aus der ► Bekennenden Kirche in Berlin-Dahlem, der Verfolgten beisteht. Für sie fälscht er in einem Laden in der Waldstraße 54 in Berlin-Moabit Ausweise, die ihm Dr. Franz Kaufmann, ein Christ jüdischer Herkunft, laufend übergibt. Den Raum teilt er sich mit dem ebenfalls versteckt lebenden Ludwig Lichtwitz. Als geschickter Grafiker entwickelt Schönhaus seine eigene Methode, die Fotos auszuwech-

seln und die Stempel täuschend echt nachzuzeichnen. Er fälscht rund 200 Ausweispapiere. Als er eines Tages seine eigenen falschen Papiere verliert, wird er steckbrieflich gesucht. Nun taucht er bei Helene Jacobs unter, mit der ihn Franz Kaufmann bekannt gemacht hat. In ihrer Wohnung setzt er das „Umarbeiten“ von Ausweisen fort.

Als Franz Kaufmann und Helene Jacobs im August 1943 verhaftet werden, gelingt Schönhaus noch rechtzeitig die Flucht. Mit dem Fahrrad erreicht er Stuttgart, wo er von Pfarrer Kurt Müller aufgenommen wird. Von dort aus flieht er in die Schweiz. Cioma Schönhaus beendet in Basel seine Ausbildung an der Kunstgewerbeschule und studiert anschließend Germanistik und Psychologie. 1953 macht er sich mit einer Grafikagentur selbständig. Er bleibt mit Helene Jacobs bis zu deren Tod eng befreundet.

Biografische Angaben: Helene Jacobs (1906–1993)

Helene Jacobs wird 1906 in Schneidemühl (heute Pila/Polen) geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters wächst sie mit ihrem älteren Bruder bei der Mutter in Berlin auf, wo diese eine private Volksschule in Spandau eröffnet, die jedoch Anfang der 1920er Jahre schließen muss. Während die Ausbildung des Bruders von Verwandten unterstützt wird, kann das Mädchen Helene wegen der finanziellen Probleme der Mutter kein Abitur machen. Nach der Handelsschule findet Helene Jacobs eine Anstellung bei dem Berliner Patentanwalt Dr. Hermann Barschall, mit dessen Familie sie sich befreundet. Als ihr Chef nach 1933 zunehmend verfolgt wird, weil er jüdischer Herkunft ist, hilft Helene Jacobs dem Ehepaar Barschall 1939 bei der Flucht aus Deutschland.

Danach arbeitet die alleinstehende Frau freiberuflich als Sachverständige für Patente und als Schreibkraft. Sie schließt sich der ► Bekennenden Kirche an und trifft bei Veranstaltungen in Berlin-Dahlem Menschen, die den Nationalsozialismus ebenfalls ablehnen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines theologischen Arbeitskreises, dem auch Gemeindeglieder jüdischer Herkunft wie Dr. Franz Kaufmann angehören, beobachten mit Sorge die immer schärfere Judenverfolgung und überlegen, wie sie helfen können.

Ab 1940 beteiligt sich Helene Jacobs an der Versendung von Lebensmitteln und Hilfsgütern an Insassen von Ghettos und Konzentrationslagern. Nach Beginn der reichsweiten ► Deportationen im Oktober 1941 beschafft sie zusammen mit Franz Kaufmann und anderen Helfern Lebensmittelkarten und gefälschte Ausweise für „illegal“ lebende Juden. Als der untergetauchte Cioma Schönhaus in Gefahr ist, versteckt Helene Jacobs ihn in ihrer eigenen Wohnung in Berlin-Wilmersdorf, Bonner Straße 2. Auch andere Verfolgte finden dort immer wieder für kurze Zeit Zuflucht.

Im August 1943 kommt die Gestapo dem Helfernetz auf die Spur. Kaufmann, Jacobs und viele andere werden verhaftet. Schönhaus kann rechtzeitig flüchten. Helene Jacobs erhält eine Zuchthausstrafe von zwei Jahren und sechs Monaten und bleibt bis zum Kriegsende in Haft. Franz Kaufmann wird, weil er nach den NS-Kategorien Jude ist, erschossen.

Nach 1945 setzt sich Helene Jacobs aktiv für die Verständigung zwischen Christen und Juden ein. In den 1950er Jahren arbeitet sie als Referentin beim Berliner Entschädigungsamt. 1983 erhält sie die ► Buber-Rosenzweig-Medaille des Deutschen Koordinierungsrates für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Im selben Jahr wird sie für ihre Rettung von Juden von der israelischen Holocaust-Gedenkstätte ► Yad Vashem als ► „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet. Sie stirbt am 13. August 1993 in Berlin.



Porträt von Helene Jacobs



Quellen

Quelle 1 – Autobiografie von Cioma Schönhaus (2004)

Am nächsten Morgen bin ich pünktlich am Breitenbachplatz. Die U-Bahn-Station ist menschenleer. Am Stadtplan steht eine junge Frau, ich gehe auf sie zu. ‚Können Sie mir sagen, wo die Gefkenstraße ist?‘ Sie ist zierlich. Beim Gehen zeigen ihre Fußspitzen wie bei einer Balletttänzerin nach außen. Ihre Gesichtshaut ist unrein. Ihre blonden Haare sind strähinig. Ihre Kleidung ist vollkommen unmö-
 5 disch. Aber ihre klugen Augen blicken mich groß und vertrauensvoll an. Selbstbewusst beginnt sie, mir Fragen zu stellen. Dann nimmt sie aus ihrer

Handtasche ein Bündel Ausweise. Es sind sieben Kennkarten und Postausweise. Mit einer Klammer ist das jeweilige Bild angeheftet. Sie bewegt sich so unbefangen und selbstverständlich, dass sogar Passanten nicht auf die Idee kämen, hier geschehe etwas Verbotenes. ‚Wann kann ich die Papiere wiederhaben?‘ ‚Morgen.‘ ‚Gut, dann bringen Sie alles zu mir. Ich wohne in der Bonner Straße 2, im fünften
 15 Stock. Wenn Sie am Nachmittag um zwei Uhr kommen, lernen Sie den Pfarrer Kurt Müller aus Stuttgart kennen, der nimmt die Ausweise dann mit.‘

Quelle: Cioma Schönhaus: *Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Grafikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte*, Frankfurt am Main 2004, S. 151.

Quelle 2 – Autobiografie von Cioma Schönhaus (2004)

Ihr Äußeres entsprach einer Tarnkappe. Sie wirkte auf den ersten Blick wie die Unschuld vom Lande. Aber sie wusste sich dieser Tarnkappe hervorragend zu bedienen.

Quelle: Cioma Schönhaus: *Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Grafikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte*, Frankfurt am Main 2004, S. 162.

Quelle 3 – Interview mit Cioma Schönhaus (1988)

Wenn ich meine Geschichte ehrlich so erzähle, was ich da so alles gemacht habe, da würde man doch sagen, ‚raffiniertes Bursche, was der alles getrieben hat, dem ist es gar nicht schlecht gegangen, dem ist es ja noch gut gegangen während der Illegalität. Also bitte – mit den Leuten soll man dann noch Mitleid haben! [...] Also gut, dass ich die Ausweise gemacht habe, das hat mir großen Spaß gemacht. Also ein guter Freund hat mir gesagt: ‚Du bist ja

verrückt, jetzt bist Du schon sowieso in Gefahr, jetzt potenzierst du die Gefahr noch, denn mit jedem Ausweis, den Du machst, wird ja dein Risiko größer, weil dich ja jemand verraten kann.‘ Ich habe dann gesagt, wenn man das konspirativ richtig macht, dann sollte eigentlich gar nichts passieren. Man muss eben überlegen. Ich will nicht behaupten, dass das jetzt nur mein Verdienst ist, es waren sehr viele Schutzengel mit dabei.

Quelle: Barbara Schieb, Martina Voigt: *Interview mit Cioma Schönhaus*, Basel, 17.11.1988, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 4 – Brief von Gertrud Staewen an Helmut Gollwitzer (1941)

Mit der Jacobs ist einfach ein fabelhaftes Arbeiten möglich. So was Sachliches, Nüchternes, gut zu organisieren Verstehendes wie dieses Frauenzimmer ist! Und zwar hat sich das so ergeben, dass wir Hand in Hand arbeiten in eben der Angelegenheit [...]. Besuchsarbeit, genaue Information der zu Besuchenden, Anfang einer Organisierung unter

den besseren Pfarrern [...]. Es sind sehr viele zu besuchen, und da eben hilft Jacobs, ganz passende Leute unseres Schlages zu orientieren für die Besuche. Du weißt ja, dass es sich um sehr ernste Dinge handelt, irgendwie auf die Zukunft [gerichtet], und wie man da etwa noch hilfreich eingreifen kann.

Quelle: Brief von Gertrud Staewen an Pfarrer Helmut Gollwitzer, 6. April 1941, Nachlass Gollwitzer, Evangelisches Zentralarchiv Berlin.

Quelle 5 – Interview mit Helene Jacobs (1987)

- Im Grunde genommen ist die ► Bekennende Kirche nicht meine Welt. [...] Ich muss sagen, dass meine Stellung gegenüber der Kirche und der Theologie doch recht skeptisch war. Auch in der
- 5 „Jungen Kirche“, die ich da immer las – das war so ein Magazin, in dem man sich orientieren konnte, was in der Kirche los war –, vermisste ich, dass man überhaupt irgendwie davon berührt war, dass unser Rechtsstaat kaputt gemacht wurde.
- 10 Im Gegenteil, da war von nationaler Erhebung die Rede. Ich traute der Kirche nicht viel zu. Aber immerhin zeigte sich dann innerhalb der Kirche ein Widerstand gegen die Gleichschaltung; sie waren gleichgültig geblieben, solange es sie nicht betraf.
- 15 Gegen die ► Nürnberger Gesetze habe ich kein Wort von denen gehört. Aber als sie in der Kirche den ► Arierparagraphen einführen sollten, da gab es einen Widerstand, plötzlich wurde denen klar, dass sie ja doch nicht ihre Amtsbrüder im Stich lassen konnten, denn sie hatten ja nun auch in ihren Reihen Menschen, die ‚nichtarisch‘ waren. Und dadurch kam es eigentlich zu dem ► Pfarrernotbund. Das interessierte mich natürlich. [...]
- 20
- Die Gottesdienste waren immerhin eine Wohltat. Man pilgerte dorthin und war in einer Gemeinschaft von Menschen, zu denen man auch ein gewisses Vertrauen haben konnte, dass sie menschlich intakt sind. Also insofern war es ja schon sehr schön, da eine Gemeinschaft zu haben.
- 25

Quelle: Martina Voigt u. a.: Interview mit Helene Jacobs, Berlin 1987, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 6 – Brief von Helene Jacobs über einen Gottesdienst mit einer „Nichtarierin“ (1942)

- Was hier geschah, war etwas sehr Schönes und ganz von selbst Kommendes: die Glieder, die getrennt werden sollten, wurden durch die Gemeinschaft des Heiligen Mahles um so fester und sicherer geschlossen. Aber in ihrer äußeren Not mussten
- 5 wir sie allein lassen. Wir wussten und sahen aber, dass sie dennoch nicht allein gelassen war. So gingen wir, die wir nichts tun konnten, um sie zu trösten, als die Getrösteten von ihr.

Quelle: Brief Helene Jacobs an Pfarrer Helmut Gollwitzer, 6. April 1942, Nachlass Gollwitzer, Evangelisches Zentralarchiv Berlin.

Quelle 7 – Interview mit Helene Jacobs (1987)

- Dass man diese Scheingesetze übertrat, mit den Lebensmittelkarten und mit den Ausweisen, das war für mich überhaupt keine Frage, dass man da auf der Seite des Rechts war. Ich lege Wert darauf,
- 5 wenn ich das jungen Menschen heute sage [...]. Indem man Menschen aus dem Rechtsleben ausgestoßen hat, war nach meinem Urteil die ganze Rechtsgrundlage angekränkelt, eben zerstört. Und wenn man im Einzelfall das korrigierte, da stellte man eher das Recht wieder her. Nicht dass ich eine besondere Leichtigkeit hatte, mich über Gesetze hinwegzusetzen, gar nicht, da hat man sich später über mich gewundert, dass ich da nachher so gesetzesfromm schien.
- 10

Quelle: Martina Voigt u. a.: Interview mit Helene Jacobs, Berlin 1987, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 8 – Interview mit Helene Jacobs (1987)

- Und überhaupt, wenn man Menschen ansprach, die man ausgewählt hatte aufgrund einer inneren Einstellung, von der man wusste, und die dann
- konfrontierte mit der Situation, dann halfen sie immer. Da hat sich kaum jemand geweigert, da könnte ich mehrere Beispiele nennen.

Quelle: Martina Voigt u. a.: Interview mit Helene Jacobs, Berlin 1987, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 9

Kennort:	<i>Berlin</i>
Kennnummer:	<i>A. 525657</i>
Gültig bis:	<i>17. Februar 1940</i> 19 <i>40</i>
Name:	<i>Gützloff</i>
Vornamen:	<i>Heinz, Fritz, Gustav</i>
Geburtsort:	<i>Berlin</i>
Geburtsort:	<i>Berlin</i>
Beruf:	<i>Abwärtigungsmaschinenpfeifer</i>
Linienverkehrs- Kennzeichen:	<i>149</i>
Veränderliche Kennzeichen:	<i>Luftkondensator</i>
Bemerkungen:	<i>Ärztin</i>

	Rechter Zeigefinger 
	Linker Zeigefinger 
<i>Heinz Gützloff</i> (Unterschrift des Kennkartenhabers)	
Berlin, den 17. Februar 1940 Det. Polizeipräsident in Berlin 149. Polizeirevier (Ausstellende Behörde) <i>[Signature]</i> (Unterschrift des ausfertigenden Beamten)	

Mit diesem von Schönhaus gefälschten Ausweis konnte Kurt Hirschfeld (1898–1971) (Foto) überleben.

Arbeitsaufträge

Gruppenarbeit

Gruppe 1 – Cioma Schönhaus

- Lest die biografischen Angaben zu Cioma Schönhaus und die Quelle 3.
- Analysiert, ob Schönhaus ein Retter war oder ein Verfolgter.
- Diskutiert, ob ihr euch ebenso verhalten hättet.

Gruppe 2 – Helene Jacobs

- Lest die biografischen Angaben zu Helene Jacobs und die Quellen 1, 2, 4 und 6.
- Charakterisiert Helene Jacobs, welche Eigenschaften befähigen sie zu ihren Taten?
- Die christliche Kirche predigt das Gebot der Nächstenliebe. Analysiert Helene Jacobs' Interview (Quelle 5) und untersucht, wie diese das beurteilt.

Diskussion im Plenum

- Führt mit Kenntnis der Helfer-Geschichte von Helene Jacobs sowie der Quellen 7 und 8 eine Pro- und-Contra-Diskussion zu folgender These: „Gesetze müssen immer befolgt werden.“
- Helene Jacobs hat nach 1945 im Entschädigungsamt gearbeitet, das das Leiden der Verfolgten der Zeit vor 1945 „entschädigen“ sollte. Diskutiert im Plenum, ob eine solche Entschädigung möglich ist oder nicht.
- Heute gibt es in Deutschland immer wieder Angriffe auf Migrantinnen und Migranten. Helfen oder nicht helfen? Vergleiche diese Angriffe mit der Verfolgung von 1933 bis 1945.
Setzt euch in der Klasse mit der Frage auseinander, ob, wann und wie ihr helfen würdet.

Wahlaufgaben

- Ihr seid in einer Jury, die Helferinnen und Helfer aufgrund ihrer Verdienste auszeichnet. Damit die Ehrung zurecht erfolgt, muss eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein.
Sammele solche Bedingungen mit einem Partner, indem du folgende Sätze beendest:
Die Helferin/der Helfer muss ...
Die Helferin/der Helfer darf nicht ...
- Informiere dich durch eine Recherche im Internet über die Bekennende Kirche. Informiere die anderen über deine Erkenntnisse.
- Informiere dich durch eine Recherche im Internet über die „Gerechten unter den Völkern“ und „Yad Vashem“. Informiere die anderen über deine Erkenntnisse.

Weiterführende Aufgaben

- Schreibe einen Artikel (für die Website der Schule, für die Schülerzeitung ...), in dem du das Handeln von Helene Jacobs beschreibst und deine begründete Meinung dazu äusserst.
- Entwerft in einer Gruppe ein Konzept für die Gestaltung (Aussehen, Text) von zwei Gedenktafeln am jeweiligen Ort des Geschehens – eine für Cioma Schönhaus, eine für Helene Jacobs.
- Recherchiere in der Gedenkstätte Stille Helden über Kurt Hirschfeld und Heinz Gützlaff (Quelle 8).



Literatur

Cioma Schönhaus: Der Passfälscher. Die unglaubliche Geschichte eines jungen Grafikers, der im Untergrund gegen die Nazis kämpfte, Frankfurt am Main 2004.

Helene Jacobs: Für die anderen da sein, in: Gerda Szepansky (Hrsg.): Frauen leisten Widerstand 1933–1945. Lebensgeschichten nach Interviews und Dokumenten, Frankfurt am Main 1985, S. 57–90.

Katrin Rudolf: Hilfe beim Sprung ins Nichts. Franz Kaufmann und die Rettung von Juden und „nichtarischen“ Christen, Berlin 2005.

Letzter Ausweg Kallinchen



Biografische Angaben

Biografische Angaben: Anna Gutschmann (1899–1987)

Anna Gutschmann wird 1899 in Schlesien als Tochter eines Straßenbaumeisters geboren und wächst mit sechs Geschwistern auf. Wegen einer Knochenerkrankung muss sie als Kind lange Zeit in einer Klinik verbringen und besucht erst im Alter von neun Jahren die Schule. Mit 14 Jahren macht sie eine Schneiderlehre in Breslau.

Danach zieht die junge Frau nach Berlin, wo sie ab Mitte der 1920er Jahre im Bezirk Prenzlauer Berg in der Werkstatt des Schneidermeisters Hermann Kranz als Näherin arbeitet. Trotz der heftigen politischen Auseinandersetzung in diesen Jahren interessiert sie sich nicht für Politik. 1938 muss ihr Chef seinen Betrieb aufgeben, weil er Jude ist (► Arisierung). Danach übernimmt die „arische“ Schneiderin Gutschmann seine Werkstatt. Während des ► Novemberpogroms 1938 flüchtet sich Familie Kranz für einige Tage zu ihr.

Anna Gutschmann unterstützt nun Hermann Kranz, dessen Frau Leonore und deren Kind Fred finanziell. Anfang Dezember 1942 flüchtet die jüdische Familie aus ihrer eigenen Wohnung, als ihr die ► Deportation bevorsteht. Anna Gutschmann versteckt zunächst den Jungen und seine Mutter in ihren Räumen in der Fehrbelliner Straße 9, während Hermann Kranz noch (► Zwangsarbeit) verrichtet. Im Januar 1943 taucht auch er unter; Anna Gutschmann nimmt ihn ebenfalls auf. Zuverlässige Freunde helfen ihr mit Brot- und Lebensmittelkarten für die Verfolgten.

Als die Schneiderin eines Tages von Hausbewohnern auf ihre „Gäste“ angesprochen wird, bekommt sie Angst. Sie bittet ihre Bekannten Ella und Kurt Neubauer, die Versteckten bei sich in ihrem Haus in Brandenburg aufzunehmen. Sie stimmen zu, und Familie Kranz zieht im August 1943 zu dem Ehepaar nach Kallinchen bei Zossen. Anna Gutschmann, die von ihrem Bruder in Schlesien Lebensmittel bekommt, fährt regelmäßig in dieses Dorf, um ihren Beitrag zur Ernährung der Untergetauchten zu leisten. Familie Kranz überlebt.

Nach dem Krieg bleibt Anna Gutschmann mit Hermann Kranz weiter in Verbindung. Sie flüchtet nach West-Berlin, wo sie 1964 vom Senat als ► „Unbesungene Heldin“ geehrt wird. 1987 stirbt sie im Alter von 88 Jahren.



Gruppenfoto in Kallinchen, vermutlich Sommer 1944

Mitte: Hermann Kranz

Mann mit Schürze und Aal:
Kurt Neubauer

Rechts: Anna Gutschmann

Biografische Angaben: Ella Neubauer (1900–1982)



Ehepaar Kurt und Ella Neubauer um 1940

Ella Neubauer wird 1900 in Kallinchen (Kreis Zossen) geboren. Ihre Eltern Marie und Karl Brennemann betreiben eine Gastwirtschaft. Als junge Frau verdient Ella ihren Lebensunterhalt in Berlin und heiratet dort 1934 den Arbeiter Kurt Neubauer.

Um 1938 zieht das Ehepaar in Ella Neubauers Heimatdorf. Sie bewohnen dort ein kleines Fischerhaus am Galluner Kanal. Der Besitzer des Motzener Sees beauftragt Kurt Neubauer, ein drehbares Gitter zum See gegen Gebühr für Boote zu öffnen. Im Sommer vermieten Neubauers ihre Stuben an Gäste und schlafen auf dem Heuboden. Außerdem versorgen sie sich aus dem Garten und halten Tiere. Da sie keine eigenen Kinder haben, nehmen sie das Mädchen Elfriede als Pflegekind auf.

Im Sommer 1943 werden Neubauers von ihrer Bekannten Anna Gutschmann gebeten, eine jüdische Familie aufzunehmen, da die Situation in Berlin zu gefährlich ist. Sie sind dazu bereit. Ab August 1943 halten sich Hermann, Leonore und der kleine Fred Kranz bei ihnen auf. Trotz mancher brenzligen Situation bleiben sie unentdeckt und erleben das Kriegsende zusammen mit ihren Helfern.

Nach der Befreiung kehrt Familie Kranz nach Berlin zurück und wohnt in Kreuzberg. Sie bleibt aber mit Neubauers weiter in Verbindung. Diese reißt ab, als 1961 die Berliner Mauer errichtet wird.

Fünf Jahre nach dem Tod ihres Mannes wird Ella Neubauer am 16. April 1980 zu ihrem 80. Geburtstag vom Rat der Gemeinde Kallinchen für ihr mutiges Handeln geehrt.

Sie stirbt 1982. Von dem kleinen Haus, das Neubauers während des Krieges bewohnt haben, sind heute nur noch Reste des Fundaments zu sehen.

Biografische Angaben: Fred Kranz (*1938)

Fred Kranz erlebt die Judenverfolgung und den Zweiten Weltkrieg als kleiner Junge. Er wird Ende 1938 als Kind jüdischer Eltern in Berlin geboren. Sein Vater, der Schneidermeister Hermann Kranz, muss seine Werkstatt aufgeben (► Arisierung) und ► Zwangsarbeit verrichten. Ende 1942 soll Freds geliebte Großmutter deportiert werden (► Deportation), stirbt aber im Jüdischen Krankenhaus. Danach verliert der Junge sein Zuhause. Die Eltern verlassen ihre Wohnung in der Fehrbelliner Straße im Bezirk Prenzlauer Berg. Fred muss sich nun mit seiner Mutter Leonore bei Anna Gutschmann verstecken. Der vierjährige Junge darf sich nicht am Fenster zeigen und nicht durch die Wohnung rennen. Schließlich flüchtet sich auch der Vater zu ihnen. Im August 1943 ziehen die Eltern mit ihm heimlich nach Kallinchen in Brandenburg und bleiben bis Kriegsende bei dem Ehepaar Neubauer. Endlich findet Fred in Elfriede, dem Pflegekind der



Fred Kranz mit seiner Großmutter, um 1940

Neubauers, eine Spielkameradin. Die Kinder wachsen wie Geschwister auf. Von den Ängsten der Erwachsenen bekommt der Junge kaum etwas mit. Die Familien Kranz und Neubauer erleben Ende April 1945 gemeinsam die Befreiung.

Fred Kranz wohnt nach dem Krieg mit seinen Eltern zunächst in Berlin (West). Die Mutter stirbt 1957. Nach dem Abitur wandert er 1960 in die USA aus. Sein Vater Hermann Kranz bleibt in Berlin (West) und stirbt dort 1984. Später arbeitet Fred Kranz für die Weltbank. Ihm ist es zu verdanken, dass Kurt und Ella Neubauer sowie Anna Gutsmann 2010 von Staat Israel als ► „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet werden.



Quellen

Quelle 1 – Lebenslauf von Hermann Kranz (1945)

5 Ich bin am 7. Juni 1896 zu Lublin geboren und stamme aus einer Arbeiterfamilie. Mein Vater war Kürschner. Meine Mutter musste extra einen Mittagstisch eröffnen, um den Lebensunterhalt für uns zu bestreiten, da wir 16 Kinder waren.

10 Ich kam mit elf Jahren in die Lehre zu einem Schneider, um bloß eine Unterkunft zu haben. Im Jahr 1914 bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde bei uns die Arbeit eingestellt, und ich musste verschiedene andere Arbeiten verrichten. Im Jahre 1915 wurde ich von den Russen als Soldat gemustert. Nach sechs Wochen Kaserne kamen die Deutschen nach Warschau, und wir mussten uns binnen 24 Stunden melden und wurden gleich auf Arbeit nach Deutschland geschickt.

20 Im Jahr 1918 bei Ausbruch der Revolution bin ich wieder nach Warschau zurück. Im Jahre 1919 wurde ich zum polnischen Militär eingezogen. Da ich gegen den Bolschewismus nicht kämpfen wollte, da wir von dem Zaren genauso verfolgt wurden wie [später] von Hitler, bin ich nach einjähriger Dienstzeit vom polnischen Militär [nach Berlin] geflüchtet. Natürlich wurde ich dadurch staatenlos und hatte darunter sehr viel zu leiden.

30 [...] Erst die ► Nürnberger Gesetze und die vielen Verbote zwangen mich, mein Gewerbe 1938 aufzugeben; und wieder begann für mich der Leidensweg. Ich musste als Gehilfe bei Hoch- und Tiefbau arbeiten und dann zwei Jahre bei Fa. Siemens in der Gummiabteilung unter sehr schwierigen Verhältnissen. Im Jahre 1942, als alle Juden zum Transport täglich geholt wurden und sie mir meine Kinder [aus erster Ehe] nunmehr weggenommen hatten, habe ich mich entschlossen, mit meiner Frau und dem Kind, welche mir noch geblieben waren, unterzutauchen, um nicht ein Opfer von Hitler zu werden.

40 Es war für uns eine sehr schwere Zeit [...]. Ich musste uns falsche Papiere verschaffen und die Wohnung mehrmals wechseln. Dazu habe ich als Holzfäller gearbeitet. So habe ich mich durchgekämpft, bis uns die „Rote Armee“ befreit hat. [...] Das ist mein Beitrag, was ich [gegen] Hitler, den Mörder, geleistet habe. [...] Dies zur geflissentlichen Kenntnisnahme.

Hochachtungsvoll

H. Kranz

Quelle: Akte „Opfer des Faschismus“ von Kranz, Hermann, Landesarchiv Berlin, C Rep. 118-01, Nr. 38153.

Quelle 2 – Ortschronik Kallinchen (1980)

Die Hauptlast bei den Bemühungen, allen Hausbewohnern jeden Tag wenigstens eine Hungerration vorsetzen zu können, lag bei Ella Neubauer. Sie unternahm häufig Hamstertouren mit dem Fahrrad über die Dörfer. Dass Hermann Kranz und seine Leidensgefährten während der langen Zeit von den Nazispürhunden nicht entdeckt wurden, lag neben der Abgelegenheit des Fischerhauses von der nächsten Siedlung unter anderem daran, dass sich wegen der verstärkten Luftangriffe auf Berlin die Zahl der Evakuierten in den Randgebieten rapide vermehrt hatte.

[...] Ella und Kurt Neubauer haben in den vergangenen Jahrzehnten nie viel Aufhebens davon gemacht, welche Ängste sie ausstehen, welche Entbeh-
rungen sie auf sich nehmen, wie oft sie sich selbst Mut zusprechen mussten, um Hermann Kranz und seine Familie lebend über die Nazibarbarei hinwegzubringen. Für sie als Arbeiter war alles eine selbstverständliche menschliche Pflicht.



Ella Neubauer 1980

Zu ihrem 80. Geburtstag am 16. April 1980 wurde Ella Neubauer für die mutige Tat, die sie und ihr Mann im Kampf gegen den Faschismus vollbrachten, vom Rat der Gemeinde Kallinchen besonders geehrt.

Quelle: 500 Jahre Kallinchen: 1430–1980. Hrsg. vom Rat der Gemeinde Kallinchen, 1980, S. 19–22.

Quelle 3 – Interview mit Anna Gutschmann (1984)

Anna Gutschmann: Na, da sind die [Familie Kranz] gekommen, wo die Kristallnacht war. Also wo sie alles zerdeppert haben, und da war ich nun gerade da. Da habe ich die gleich mitgenommen.

Interviewerin: Gleich so spontan mitgenommen?

AG: Da sagte ich, na, Kinder, wenn ihr Angst habt, denn kommt mit, ich habe ja soviel Platz, das wird doch gehen, und vielleicht findet sich noch was anderes.

I: Haben Sie das von einer auf die andere Minute entschieden?

AG: Ja, ja.

I: Hatten Sie da keine Bedenken, oder haben Sie sich große Sorgen gemacht, wie das so weitergeht?

AG: Ach ja, wissen Sie, ich will mal sagen, bisschen Bedenken hat man ja gehabt, aber da habe ich mir gesagt, mehr wie mitnehmen können die mich ja nicht. Man wusste ja das denn von den Lagern und sowas alles, das hatte man denn ja schon vorher gewusst. Das wussten wir schon.

I: Woher wussten Sie das?

AG: Na ja, wissen Sie, eine Nichte von mir, die hatte einen SS-Mann, nein, SS-Mann war er nicht, der war beim Militär, und der hat dann mal ein bisschen was erzählt, nicht wahr. Er erzählte mir vom Krieg, er ist in Russland gewesen, und da sagte er, mit de Weiber, wenn wir die erwischt haben, dann haben wir hinten die Haare hochgenommen, und ein Genickschuss, und weg war die schon. Da habe ich gesagt, ihr seid ganz große Strolche. [...] Und ich sagte dann noch, wenn die Russen dann hierher kommen werden? Und hör mal, wenn sie das mit deiner Frau machen, was würdest du denn sagen?

Quelle: Martina Voigt: Interview mit Anna Gutschmann, Berlin, 10.09.1984, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 4 – Interview mit Anna Gutsmann (1984)

I: Sind Sie von zu Hause aus, von Ihren Eltern, als Kind schon angeleitet worden, anderen zu helfen?

5 **AG:** Wir waren eine kinderreiche Familie, mein Vater hat einigermaßen verdient, und wir haben ein bisschen Vieh gehabt, ein paar Gänse, ein paar Enten, ein paar Schweine. [...] Da war auch eine Fa-

milie, die sehr arm war. Und da hat meine Mutter gesagt, lasst [eure Stullen] mal die Kinder essen, ich gebe euch nachher, könnt ihr abends, wenn Papa nachhause kommt, könnt ihr mit ihm essen. Das sind wir eigentlich gewöhnt von zuhause. Auch mein Vater war sehr hilfsbereit. Das hat man so mitgekriegt und das ist geblieben.

Quelle: Martina Voigt: Interview mit Anna Gutsmann, Berlin, 10.09.1984, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 5 – Interview mit Anna Gutsmann (1984)

AG: Und gerade der Fredy, das Kind, ihm haben Sie das nicht so angesehen, dass er ein Jude war, und ihr [Frau Kranz] auch nicht. [...]

5 Er [Hermann Kranz] ist überhaupt nicht aus der Wohnung rausgegangen. Na, und der Junge, den konnten Sie ja nicht anbinden, nicht wahr. Wenn man auch gesagt hat: ‚Geh vom Fenster weg‘, dann war der viel zu dumm, um das zu verstehen. Und der wollte ja auch manchmal raus, und
10 da er nicht raus durfte, ist er eben viel am Fenster gewesen.

[...]

15 Sehen Sie, ich war alleine, ich war eine Person, ich konnte ja von meinen Lebensmittelkarten nicht vier Personen ernähren. [...] Aber das musste ich ja nun alles ranschaffen. Na ja, und da habe ich dann eben, wenn einer was gemacht haben wollte – Sie wissen ja, so Stoffe und Anzüge und so was gab es ja nun nicht, da sind die [Kunden] zu mir gekommen, und habe ich gesagt, ja, das mache ich, aber
20 ich will Lebensmittel dafür haben. Und meistens sind das Geschäftsleute gewesen.

Quelle: Martina Voigt: Interview mit Anna Gutsmann, Berlin, 10.09.1984, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 6 – Erinnerungen von Fred Kranz (2011)

5 Wir wohnten alle zusammen im Bauernhaus. Meine Mutter und ich unter falschem Namen und mit gefälschten Papieren. Mein Vater unter einem anderen Namen und getarnt als verwundeter Wehrmachtssoldat, der seinen Alternativdienst als Schleusenwart der Schleuse zwischen dem Kanal und dem Motzener See verrichtete. [...] Wie gefährlich die Situation damals wirklich war, hat mir
10 mein Vater erst nach Jahrzehnten des Schweigens erzählt.

15 [...] Kallinchen war und ist auch heute noch ein kleines Dorf am Motzensee, in dem viele Familien schon seit mehreren Generationen ansässig sind, darunter, bemerkenswerterweise, die Verwandten von Tante Ella, die mich damals mit Elfriede, Tante Ella und Onkel Kurt herumlaufen sahen und die

20 wir auch manchmal besuchten. Unter den Dorfeinwohnern war auch der Bäckermeister Steib, bei dem Elfriede und ich zweimal die Woche mit unserem Korb ankamen, um Brot abzuholen und dann gemeinsam zwei Kilometer nach Hause zu tragen. An der Außenwand dieser Bäckerei hing die rote Hakenkreuzfahne, und am Revers des Bäckermeisters funkelte das NSDAP-Parteiabzeichen – aber ausgefragt hat er uns nie. Unter ihnen waren auch die Eltern der anderen Dorfkinder, mit denen wir manchmal spielten und uns manchmal zankten, wie es unter Kindern so üblich ist. Ahnten diese Verwandten, dieser Bäckermeister, die Eltern dieser Dorfkinder tatsächlich nichts davon,
30 wer sich da zwei Jahre lang bei den Neubauern ununterbrochen aufhielt?

Quelle: Fred Kranz: Rede zur Yad Vashem-Gedenkstunde, Berlin, 25. Januar 2011, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.



Arbeitsaufträge

Gruppenarbeit I

Gruppe 1 – Biografie Anna Gutschmann

- Fertigt eine Tabelle mit zwei Spalten an. In die linke Spalte tragt ihr die Jahreszahlen aus Anna Gutschmanns Biografie ein, in die rechte Spalte, was in diesem Jahr passierte.
- Arbeitet aus den biografischen Angaben die soziale Herkunft von Anna Gutschmann heraus.
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor.

Gruppe 2 – Biografie Ella Neubauer

- Fertigt eine Tabelle mit zwei Spalten an. In die linke Spalte tragt ihr die Jahreszahlen aus Ella Neubauers Biografie ein, in die rechte Spalte, was in diesem Jahr passierte.
- Arbeitet aus den biografischen Angaben die soziale Herkunft von Ella Neubauer heraus.
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor.

Gruppe 3 – Biografie Fred Kranz

- Fertigt eine Tabelle mit zwei Spalten an. In die linke Spalte tragt ihr die Jahreszahlen aus der Biografie von Fred Kranz ein, in die rechte Spalte, was in diesem Jahr passierte.
- Arbeitet aus den biografischen Angaben die soziale Herkunft von Fred Kranz heraus.
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor.

Gruppe 4 – Biografie Hermann Kranz

- Fertigt eine Tabelle mit zwei Spalten an. In die linke Spalte tragt ihr die Jahreszahlen aus dem Lebenslauf von Hermann Kranz ein, in die rechte Spalte, was in diesem Jahr passierte.
- Arbeitet aus der Quelle 1 die soziale Herkunft von Hermann Kranz heraus.
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor.

Gruppenarbeit II

Gruppe 1 – Anna Gutschmanns Motive

- Lest die Quellen 3 und 4 und arbeitet heraus, welche Gründe Anna Gutschmann für ihre Hilfe nennt.
- Schildert, wie es Anna Gutschmann gelingt, die Verfolgten zu retten (siehe Biografische Angaben und Quelle 5) – welche Handlungsmöglichkeiten standen ihr zur Verfügung und wie hat sie diese genutzt?

Gruppe 2 – die Gefahren für die Verfolgten

- Lest die Quellen 5 und 6 und arbeitet heraus, welchen Gefahren die Verfolgten in ihrem Alltag ausgesetzt waren.
- Beschreibt, welche „Tricks“ die Verfolgten angewendet haben, um zu überleben.

Diskussion im Plenum

Anna Gutmans sowie Ella und Kurt Neubauer sind für ihre Hilfe für die Verfolgten 2010 vom Staat Israel ausgezeichnet worden mit dem Titel „Gerechte unter den Völkern“.

Anna Gutmans wurde 1964 vom Senat von Berlin mit dem Titel „Unbesungene Heldin“ ausgezeichnet.

Ehrung	„Gerechte unter den Völkern“ (seit 1963 bis heute) Gedenkstätte Yad Vashem Jerusalem	„Unbesungene Helden“ (1958-1966) Senat von Berlin (West)
Wer entscheidet über die Ehrung?	Eine Kommission aus in Israel bekannten Persönlichkeiten unter dem Vorsitz eines Richters am Obersten Gerichtshof nach Überprüfung der Anträge von Geretteten oder ehemaligen Rettern, bzw. von deren Angehörigen oder anderen Personen.	Abteilung V der Senatsverwaltung für Inneres nach Überprüfung der Anträge von ehemaligen Verfolgten oder den Helfern bzw. von deren Angehörigen oder anderen Personen.
Wer wird wofür geehrt?	Nichtjüdische Frauen und Männer <ul style="list-style-type: none"> • aus zahlreichen Ländern, die während des Zeiten Weltkrieges Juden halfen, die „durch Tod oder Deportation in ein Konzentrationslager bedroht waren“; • die durch ihre Hilfe „ihr eigenes Leben, ihre Sicherheit und ihre persönliche Freiheit riskierten“; • deren Hilfe von der geretteten Person bzw. von Augenzeugen oder durch Archivmaterial bestätigt wird. • Geehrt werden auch Personen, die schon verstorben sind (posthume Ehrung). 	Nichtjüdische Frauen und Männer <ul style="list-style-type: none"> • aus Berlin (West), die „uneigennützig Verfolgten während der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in nicht unerheblichem Maße Schutz und Hilfe gewährte“ hatten; • deren Hilfe von der geretteten Person bzw. von Augenzeugen oder durch Archivmaterial bestätigt wird (es wurden u.a. die Entschädigungsakten der Verfolgten herangezogen!); • die zum Zeitpunkt der Antragstellung noch lebten (es gab keine posthume Ehrung) und ihren Wohnsitz in Berlin (West) hatten.
Wer wird nicht geehrt?	Personen, <ul style="list-style-type: none"> • die von den verfolgten Jüdinnen und Juden eine materielle Belohnung oder Bezahlung für ihre Hilfeleistung verlangt haben; • die falsche Angaben gemacht haben. 	Personen, <ul style="list-style-type: none"> • welche die NS-Herrschaft unterstützt haben; • die vorbestraft waren (auch durch die NS-Justiz); • welche die „freiheitlich demokratische Grundordnung bekämpften“; • die nicht ausreichend genug oder aus eigennützigen Gründen geholfen haben (z. B. gegen Bezahlung); • die falsche Angaben gemacht haben.
Wie werden die Geehrten gewürdigt?	<ul style="list-style-type: none"> • Pflanzung eines Olivenbaums auf dem Gelände der Gedenkstätte (wurde vor einigen Jahren eingestellt) • Verleihung einer Medaille und/oder einer Ehrenurkunde durch die israelische Botschaft im jeweiligen Land • Eintragung des Namens auf der Ehrenwand der „Gerechten unter den Völkern“ im Park der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. 	<ul style="list-style-type: none"> • Verleihung einer Ehrenurkunde für durch den Innensenator im Rahmen einer Gedenkveranstaltung <p>Im Falle der Bedürftigkeit:</p> <ul style="list-style-type: none"> • einmalige Zahlung eines Betrags von 500 bis 1000 Mark oder • eine monatliche „Ehrenrente“ von 50-100 Mark.

Arbeitsauftrag

- Fasst die Aussagen der Tabelle zusammen und benennt Gemeinsamkeiten wie Unterschiede.
- Erörtert und bewertet, inwieweit die verschiedenen Festlegungen der Ehrung sinnvoll sind.
- Entwerft in einer Gruppe ein eigenes Konzept zur Ehrung von Helfern und Rettern.
- Ella Neubauer und ihr Mann Kurt bekommen 1980 für ihre mutigen Taten eine Auszeichnung (Quelle 2). Diskutiert, ob ihr Neubauers Handeln als „Kampf gegen den Faschismus“ bezeichnen würdet.

Wahlaufgaben

- Visualisieren: Entwerft ein Schaubild, in dem ihr die Geschichte von Anna Gutsmann, dem Ehepaar Neubauer und der Familie Kranz grafisch darstellt. Nehmt dabei die Namen, Orte, Zeitangaben auf und arbeitet mit Symbolen wie z. B. Pfeilen.
- Dialogisieren: Schreibe einen Dialog zwischen Fred Kranz und seiner Mutter oder zwischen Fred Kranz und Anna Gutsmann. Das Thema dieses Dialogs ist, wie und warum die Rettung in Kallinchen gelang.

Weiterführende Aufgaben

- Recherche im Internet: Informiert euch im Internet über die Auszeichnung des Staates Israel für nichtjüdische Menschen, die Jüdinnen und Juden während des Dritten Reiches geholfen haben (Stichworte: „Gerechte unter den Völkern“; „Yad Vashem“). Entwerft ein Konzept für eine Präsentation zu diesem Thema.
- Recherche in der Gedenkstätte Stille Helden in Berlin: Informiert euch über den Inhalt der Ausstellung, ihren Aufbau und die Möglichkeiten der Recherche dort. Entwerft ein Konzept für eine Präsentation zu diesem Thema.



Literatur und Link

Förderverein Blindes Vertrauen e.V./Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hrsg.): Dem Leben hinterher – Fluchtorte jüdischer Versteckter, Berlin 2010, S. 80 ff.

Dennis Riffel: Unbesungene Helden. Die Ehrungsinitiative des Berliner Senats 1958 bis 1966, Berlin 2007.

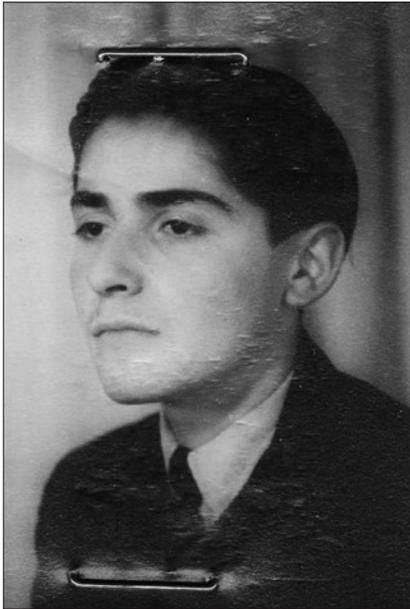
www.yadvashem.org/yv/de/index.asp

Gemeinsam befreit – Familie Hopp in Eichwalde



Biografische Angaben

Biografische Angaben: Wolfgang Hopp (1928–1994)



Wolfgang Hopp im Herbst 1945

Bis Anfang 1942 besucht Wolfgang Hopp aus Berlin-Friedenau die jüdische Schule in der Joachimsthaler Straße. Wolfgang's Vater Erich ist Schriftsteller (1888–1949). Unter dem NS-Regime hat er als Jude Berufsverbot; dass er als Soldat im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hat – dies spielt nun keine Rolle mehr. Ab 1940 muss der 52-Jährige Zwangsarbeit leisten.

Ende Mai 1942 erhalten die Eltern die Mitteilung, dass die Familie am 1. Juni zum Transport „nach dem Osten“ abgeholt werde. Sie ahnen, dass ► Deportation den Tod bedeutet, und wollen untertauchen. Charlotte Hopp, Wolfgang's Mutter, kundschaftet eilig Verstecke aus. Die Familie muss sich trennen. Am 31. Mai verlässt Wolfgang mit seinem Vater die vertraute Wohnung – ohne den ► gelben Stern, mit einem kleinen Koffer und 25 Mark Startkapital. Ihr erster Unterschlupf ist in der Mulackstraße in Berlin-Mitte, eine Gasse mit schlechtem Ruf, doch die Hausbewohner sind nett zu ihnen. Bald darauf verlassen sie aber nach einer Warnung fluchtartig das Quartier.

Wolfgang verbirgt sich nun bei seiner Mutter in deren Laubenversteck. Der Vater kommt in Berlin-Lichtenberg bei Selma Hopp in der Rudolf-Reusch-Straße 16 unter. Sie ist die „arische“ Witwe seines Cousins.

In der frostigen Neujahrsnacht 1942/43 müssen Wolfgang und seine Mutter Hals über Kopf flüchten, weil sie ihre Entdeckung fürchten. Sie finden weitere provisorische Unterkünfte. Wenn sie in Not sind, gewährt Selma Hopp auch ihnen Unterschlupf.

Wolfgang zieht schließlich zu seinem Vater. Erich Hopp, der wegen seines Aussehens und mangels Militärpapiere niemals sein Versteck verlässt, will seinen Sohn unterrichten, doch der Junge geht lieber nach draußen. Er macht alles mit, was andere Jungen von der ► Hitler-Jugend auch tun. Und er ist schlau: Unter dem Namen Wolfgang Horn holt er sich ein BVG-Abonnement mit Lichtbild, eine Lesekarte der Volksbibliothek, ein Postsparkassenbuch und weitere Dokumente.

Bei Luftangriffen harrt Wolfgang mit seinem Vater in der im vierten Stock gelegenen Wohnung in Lichtenberg aus. Im Luftschutzkeller würden sie auffallen. Nach einer schlimmen Bombennacht Anfang 1944 melden sie sich bei Charlotte, die inzwischen in Eichwalde in der Stubenrauchstraße 29 untergekommen ist. Ihr Helfer, Karl Marguerre, lädt Wolfgang und seinen Vater für ein paar Tage in sein Haus ein. Als das Lichtenberger Mietshaus im Sommer 1944 zerstört wird, verstecken sich die beiden ebenfalls in Eichwalde im Keller – die Nachbarn dürfen sie nicht sehen.

Am Morgen des 25. April 1945 ist der Ort in den Händen der ► Roten Armee. Wolfgang, inzwischen 17 Jahre alt, steigt auf den Hausboden, um an jener Stange, an der zwölf Jahre lang das Hakenkreuzbanner hing, eine weiße Friedensfahne zu hissen.

Biografische Angaben: Charlotte Hopp (1898–1975)

Nach dem Besuch einer höheren Mädchenschule in Berlin arbeitet Charlotte Hopp geb. Wendriner als Stenotypistin und Sekretärin. Bis zu ihrer Heirat mit dem Schriftsteller Erich Hopp im Jahr 1921 ist sie bei der Firma Osram beschäftigt. 1928 wird ihr Sohn Wolfgang geboren. Ende Mai 1942 erhält Familie Hopp in Berlin-Friedenau die Nachricht, dass ihre ▶ Deportation „nach dem Osten“ für Anfang Juni vorgesehen ist. Charlotte Hopp und ihr Mann beschließen, mit ihrem Jungen in den Untergrund zu flüchten.

Charlotte Hopp ist voller Energie, kann gut organisieren. Sie eilt durch Berlin, um für alle Drei Unterkünfte zu finden. Am 31. Mai 1942 verlassen sie ihre Wohnung. Mit einem Abschiedsbrief täuschen sie Selbstmord vor.

Erich Hopp zieht mit seinem Sohn ohne seine Frau in ihr erstes Versteck. Charlotte Hopp nächtigt im Laufe der nächsten Monate bei einem Möbelaufkäufer, einer Trödlerin, bei einem Taubstummen und in der Wohnlaube eines Schaubudenbesitzers – ihre Namen hat sie nicht überliefert. Von einem der Helfer wird sie vergewaltigt.

Nach einer gewissen Zeit nimmt sie ihren Sohn zu sich, ihr Mann findet ein anderes Versteck. Wenn sie mit Wolfgang nicht mehr weiter weiß, können auch sie bei Erich Hops Helferinnen unterkriechen.

Ende 1942 bittet Charlotte Hopp die Sozialpädagogin Anna von Gierke (1874–1943) um Hilfe. Sie vertraut ihr, weil sie früher Gierkes Vorträge besucht hat. Diese gibt ihr den Hinweis auf die Berliner ▶ Quäker Schwersensky. Die fünfköpfige Familie lebt sehr beengt, nimmt aber Charlotte Hopp und ihren Sohn auf und teilt ihren letzten Bissen mit ihnen.

Durch Anna von Gierke vermittelt kommt Charlotte Hopp auch mit dem Ingenieur Karl Marguerre in Verbindung. In seinem Haus in der Stubenrauchstraße 29 in Eichwalde am südlichen Stadtrand von Berlin findet sie von September 1943 bis Kriegsende Unterschlupf. Den Nachbarn gegenüber gibt Marguerre sie als seine Haushälterin namens Horn aus, da sie einen ▶ Postausweis auf diesen Namen besitzt. Neben den Aufgaben im Haushalt des Helfers ist sie häufig in Berlin unterwegs, um Lebensmittelkarten und Nahrung für Mann und Sohn aufzutreiben.



Familie Hopp (re.) und Familie Rosenthal (li.)

Mitte März 1944 verlässt Marguerre Eichwalde, weil sein Arbeitsplatz verlegt wird. Ein befreundeter Kollege, Leo Grebe, zieht in sein Haus ein. Dieser ist bereit, Charlotte Hopp weiter zu beherbergen. Im Sommer willigt er ein, dass sich auch Erich und Wolfgang Hopp im Keller des Hauses verstecken.

Später verliert Grebe aber die Nerven und verlangt, dass die beiden Männer das Haus verlassen. Charlotte gelingt es, ihn zu beruhigen. Im März 1945 zieht Grebe nach Jena.

Nach 35 Monaten voller Angst und in völlig unterernährtem Zustand erlebt Familie Hopp am 25. April 1945 gemeinsam die Befreiung in Eichwalde. Dort bleiben sie bis zum Herbst und ziehen dann in das ▶ DP-Camp Schlachtensee. Sie möchten nach Palästina auswandern. Erich Hopp stirbt 1949 im bayrischen DP-Lager Feldafing. Danach emigrieren Mutter und Sohn zunächst nach Israel, danach in die USA.

Biografische Angaben: Ilse Schwersensky (1904–1989)



Familie Schwersensky

Ilse Schwersensky geb. Zimmermann wird 1904 in der Nähe von Breslau geboren. Anfang der 1930er Jahre heiratet sie in Berlin den Fürsorger Gerhard Schwersensky, der im Bezirksamt Kreuzberg eine scheinbar sichere Arbeitsstelle hat. Mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft 1933 wird er entlassen. Schwersensky hat einen jüdischen Vater und eine nichtjüdische Mutter. Nach der rassistischen NS-Gesetzgebung gilt er als ► „Mischling 1. Grades“.

Alle weiteren Bewerbungsversuche als Fürsorger scheitern, bis 1936 ist er arbeitslos. Dann findet er eine Beschäftigung als Lagerist, wovon er die Familie nur dürftig ernähren kann. Doch Ilse Schwersensky hält treu zu ihrem Mann. Das Ehepaar findet Halt und Gemeinschaft bei den ► Quäkern und schließt sich ihnen an. Ilse Schwersensky bekommt drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen.

1943 tritt das Berliner Büro der Quäker mit der Bitte an das Ehepaar heran, untergetauchte Jüdinnen aufzunehmen. Obwohl die Familie mit ihren Kindern sehr beengt in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung in der Pappritzstraße 19 in Berlin-Steglitz, Ortsteil Lankwitz, lebt, nimmt sie für einige Monate Lotte Katz und Hannelore Jacoby herzlich auf und teilt ihre kargen Mahlzeiten mit ihnen. Dies gilt auch für Charlotte Hopp und ihren 15-jährigen Sohn Wolfgang, die Anfang 1943 für einige Zeit bei den Schwersenskys Unterschlupf finden. Alle überstehen diese schwere Zeit, ohne entdeckt zu werden.

Ilse und Gerhard Schwersensky werden für ihre Hilfe für Verfolgte 1984 mit dem ► Bundesverdienstkreuz geehrt, und 1985 erhalten sie von der israelischen ► Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem die Auszeichnung als ► „Gerechte unter den Völkern“. Ilse Schwersensky stirbt 1989 in Berlin, Gerhard Schwersensky 1995.

Biografische Angaben: Karl Marguerre (1906–1979)

Karl Marguerre wird 1906 im schweizerischen Baden geboren. Nach dem Abitur am Realgymnasium in Mannheim studiert er an der Technische Hochschule in Karlsruhe Ingenieurwissenschaft und macht dort 1935 seinen Doktor. Seit 1936 arbeitet er als wissenschaftlicher Sachbearbeiter und Gruppenleiter für Flugzeugstatik bei der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (DVL) in Berlin-Adlershof. Mit seiner Frau Renate und drei kleinen Töchtern wohnt er in einem Einfamilienhaus in Eichwalde am südlichen Stadtrand von Berlin.

Im Herbst 1943 siedelt Renate Marguerre mit den Mädchen nach Süddeutschland über, um den Bombardierungen zu entgehen. Um diese Zeit wird Karl Marguerre von einem Freund gebeten, einer untergetauchten Jüdin in seinem Haus Unterschlupf zu geben. Marguerre willigt ein und nimmt im September 1943 die ihm unbekanntete Charlotte Hopp bei sich auf. Den Nachbarn gegenüber gibt er sie als seine neue Haushaltshilfe namens Horn aus.



Karl Marguerre um 1942

Mitte März 1944 wird Marguerres Arbeitsbereich in den Saugau verlegt. Er bietet dem ebenfalls bei der DVL beschäftigten Ingenieur Leo Grebe an, in seinem Haus in Eichwalde zu wohnen. Charlotte Hopp stellt er zunächst als bombengeschädigte Frau aus Berlin vor, sagt dem Kollegen dann aber doch die Wahrheit über die angebliche Haushälterin. Er bittet Grebe, der Verfolgten weiterhin Quartier zu geben.

Karl Marguerre lässt sich 1947 mit seiner Familie in Darmstadt nieder, wo er Ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule wird. Als Musikliebhaber leitet er dort Chor und Orchester. Er steht viele Jahre in brieflichem Kontakt mit Charlotte Hopp, die die Familie ihres Retters in Darmstadt besucht.



Karl Maguerre mit dem Orchester der TH Darmstadt, um 1960

1979 überreicht ihm der Oberbürgermeister von Darmstadt das ► Bundesverdienstkreuz, mit dem er für seine mutige Hilfe für Verfolgte ausgezeichnet wird.



Quellen

Quelle 1 – Zeitzeugenbericht von Erich Hopp (1946)

Was also tun? Mitgehen ins sichere Verderben? Fliehen? Gewiss. Aber wohin? Und mit welchen Mitteln ist solch eine Flucht in die Verborgenheit durchzuführen? Wie lange kann man sich ohne Geld, ohne Lebensmittelkarten, ohne Obdach in einer Stadt wie Berlin halten, umgeben von unzählig viel Anhängern der Partei, die in jedem Hause einen scharfen Beobachter mit und ohne Parteiabzeichen verpflichtet hat? – Unsere Drei sitzen und sinnieren die ganze Nacht hindurch. Wozu eigentlich? Längst ist der Entschluss gefasst, den eine tiefe Empörung über das ungeheuerliche Unrecht immer fester werden lässt: „Wir gehen nicht mit!“ An die dritte Möglichkeit, – den Selbstmord – wird überhaupt nicht gedacht. [...]

Charlotte durchheilt die Stadt, um Quartiermöglichkeit auszukundschaften (ohne Judenstern, ein unerhörtes Risiko). Erich und Wolfgang warten jedes Mal zitternd auf ihre Rückkehr.

Charlotte kann immerhin diese Gänge in die Stadt wagen, denn sie, die „Volljüdin“, wirft mit ihrem „arischen“ Aussehen die ganze blöde Rassentheorie über den Haufen. Endlich, am Nachmittag des 31. Mai, erscheint sie: sie hat Erfolg gehabt. Wer könnte auch dem charaktervollen, ehrenhaften Menschen etwas abschlagen? Erich pflegte immer zu sagen: Charlotte hat ein Bewilligungsgesicht.

Quelle: Erich Hopp: Drei von sechs Millionen [unveröffentlichtes Manuskript, in der 3. Person erzählt], 1946, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 2 – Zeitzeugenbericht Erich Hopp (1946)

Wieder sind die acht Tage in Potsdam für Charlotte um, wieder muss sie ihr Quartier wechseln, ohne ein neues zu wissen. Verzweifelt sitzt sie an jenem Morgen im September 1943 bei den
 5 Freunden, als sie telefonisch für den Abend zu einem Hauskonzert im Tiergartenviertel von Berlin bestellt wird. [...] Charlotte geht hin. Zwei Brüder W[ichert], hilfreiche Menschen, empfangen sie, geben ihr von ihren eigenen Lebensmittelrationen und lassen sie wissen, dass sie für acht
 10 Tage Gast sein soll im Landhaus von Professor Dr. Karl M., der in Eichwalde bei Berlin in einer kleinen Villenstadt wohnt. Der Professor ist ein bedeutender Wissenschaftler auf dem Gebiet von Aeronautik, jetzt natürlich im Dienst der Kriegsforschung.
 15

Dennoch wird dieser edle Mensch Charlotte Unterkunft gewähren.

Am Bahnhof des Städtchens erwartet er sie und bringt sie im Keller seines Hauses unter. Als die
 20 acht Tage verstrichen sind, will sich Charlotte dankend verabschieden. Der Professor lehnt es ab, ihr das Quartier zu entziehen: sie soll getrost bleiben, so lange es ihr beliebt. Zum ersten Mal seit der Flucht nicht mehr von Ort zu Ort ziehen zu müssen, einen festen Punkt unter den wankenden
 25 Füßen zu wissen: Ach, wie glücklich ist Charlotte. Mit erneuter Kraft widmet sie sich ihrer Aufgabe, Nahrung für ihre beiden männlichen Schützlinge herbeizuschaffen.

Quelle: Erich Hopp: *Drei von sechs Millionen* [unveröffentlichtes Manuskript, in der 3. Person erzählt], 1946, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 3 – Aufzeichnungen von Karl Marguerre (1945)

Wie leben? Welche Haltung sollte nun – da man doch irgendwie leben musste – ein Mensch einnehmen, der wenigstens vor sich selbst keinen
 5 [An-]Teil haben wollte an dem, was dieser Staat ‚zum Wohle des deutschen Volkes‘ alles tat? Drei Möglichkeiten gab es: Man konnte durch öffentliche Äußerungen oder Sabotageakte sich der Gestapo in die Hände geben, man konnte (was
 10 allerdings von Jahr zu Jahr schwieriger wurde) auswandern, man konnte bleiben, und die Faust in der Tasche ballen. [...] Das größere Opfer war es unzweifelhaft, den Kampf unter Einsatz der

Person auf sich zu nehmen, auf die Gefahr hin, als namenloser Märtyrer in den Kellern der Gestapo zu bleiben. [...] Dass schließlich auch das
 15 einfache Beiseitestehen (das die heimliche aktive Hilfe für Juden oder Polen, von denen doch eine ganze Anzahl den Klauen der Gestapo entgangen ist, nicht ausschloss), so ungefährlich nicht war, zeigen die schwarzen Listen [...] aus denen hervorgeht, wie wenig die SS von der ‚Harmlosigkeit‘
 20 dieser Bürger überzeugt war, die sie überall dort, wo noch Zeit dafür war, im letzten Augenblick an die Wand stellte.

Quelle: Dr. K. Marguerre: *Schuld des deutschen Volkes? Eine Betrachtung für den Tag und die Stunde*, Saugau Nov.-Dez. 1945 [Manuskript], Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 4 – Interview mit Gerhard Schwersensky (1990)

Sie hatte auch krauses Haar, dunkles krauses Haar. Aber nee, die Lotte hatte sogar blondes Haar [...] und meine Frau hatte einen Ausweis, einen Postausweis. Damals gab's Postausweise, die kriegte
 5 man, wenn man ein Lichtbild vorlegte bei der

Post. [...] Und diesen Postausweis hat die Lotte Hopp dann eben als Ausweis benutzt, für den Notfall. Einmal ist sie tatsächlich in der S-Bahn [kontrolliert worden]. Sie musste ja immer unterwegs sein, um für ihren Mann was ranzuschaffen.
 10

Quelle: Barbara Schieb, Martina Voigt: *Interview mit Gerhard Schwersensky*, Berlin, 31.1.1990, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 5 – Interview mit Gerhard Schwersensky (1990)

Wir haben [dem zehnjährigen Sohn] also zunächst gar nichts erzählt. Bis der selber mal gefragt hat: Mutti, was ist das, wir haben selber kaum was zu essen. Wir kommen nicht zurecht, und du fütterst denn immer noch andere Leute, die herkommen. Und da konnte es meine Frau nicht mehr aushalten und sagt: Nun will ich dir mal was erzählen. Aber das darfst du keinem Menschen sagen, denn das ist für uns alle furchtbar gefährlich, wenn du das irgendeinem Menschen sagst. Also sie hat ihm das richtig eingebläut. Und dann hat sie gesagt, das sind Menschen, die sind vor den Nazis geflüchtet – und Nazis wusste er ja – dass wir die nicht wollten. Das darfst du also keinem Menschen sagen. Die wissen nicht, wohin sie sollen.

Die haben keine Bleibe. Sie haben nichts zu essen und nichts zu trinken, und die müssen umkommen und verhungern, wenn wir denen nicht was geben. Und das hat er gefressen. Und er hat selbst mir nichts gesagt, dass er das weiß. Das war wirklich doll, tapfer von dem Kerl! [...]

Sicher hatten wir gelegentlich auch Angst, wenn wir so hörten, was so passierte. Es sprach sich ja rum. Aber richtig Angst hatten wir nicht. Dann wussten wir, das ist jetzt – wir haben uns dazu entschlossen, und nun bleibt das auch. Da [wäre man] nie auf die Gedanken gekommen, nun die Leute wieder rauszusetzen.

Quelle: Barbara Schieb, Martina Voigt: Interview mit Gerhard Schwersensky, Berlin, 31.1.1990, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.



Arbeitsaufträge

Gruppenarbeit

Gruppe 1 – Die verfolgte Familie Hopp

- Schildert das Leben der Familie Hopp im Untergrund (Biografische Angaben von Wolfgang und Charlotte Hopp).
- Arbeitet die Gefahren und Probleme für die Familie Hopp heraus (Quelle 1).
- Männer im Untergrund waren anders als Frauen besonderen Gefahren ausgesetzt. Arbeitet die Unterschiede heraus (Biografische Angaben Charlotte Hopp).
- Einen großen Anteil an der Rettung ihrer Familie hat Charlotte Hopp. Erklärt, durch welche Eigenschaften und durch welches konkrete Verhalten ihr die Rettung gelingt (Biografische Angaben Charlotte Hopp, Quelle 1).
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor (Plakat).

Gruppe 2 – Der Helfer Karl Marguerre

- Schildert das Leben von Karl Marguerre (Biografische Angaben).
- Arbeitet heraus, mit welchen „Tricks“ er versucht, die Familie Hopp zu retten.
- In seinen Aufzeichnungen (Quelle 3) geht Karl Marguerre der Frage nach, wie er sich als Gegner der Nationalsozialisten verhalten soll, und nennt dabei mehrere Möglichkeiten. Skizziert diese Möglichkeiten.
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor (Plakat).

Gruppe 3 – Die Familie Schwersensky als Helfer

- Schildert das Leben von Ilse Schwersensky (Biografische Angaben).
- Arbeitet heraus, mit welchen „Tricks“ die Familie Schwersensky versucht, der Charlotte Hopp zu helfen und mit welchen Schwierigkeiten sie selbst zu kämpfen hatte (Quellen 4, 5).
- Analysiert die Aussagen von Gerhard Schwersensky in dem Interview (Quelle 5), warum die Familie geholfen hat.
- Stellt eure Ergebnisse den anderen vor (Plakat).

Thesenspiel in der Lerngruppe

These: „Das Risiko, das die Helferinnen und Helfer der Versteckten auf sich genommen haben, war zu groß.“

Ablauf:

1. Aufteilung der Lernenden nach eigener Wahl in drei Gruppen:
a) Ich stimme zu. b) Ich stimme nicht zu. c) Ich weiß nicht.
2. Visualisierung der unterschiedlichen Positionen durch die Sitzordnung in drei Gruppen.
3. Mit einem neutralen Leiter wird eine Pro-und-Contra-Diskussion geführt, bei der möglichst alle ihr Argument für ihre Positionierung nennen.
4. Erneute Visualisierung der (ggf. geänderten Meinungen) durch eine (ggf. neue) Sitzordnung.
5. Individuelle Begründungen für die Änderung/Beibehaltung der Meinung.

Wahlaufgaben

- Informiere dich durch eine Recherche im Internet über die religiöse Gemeinschaft der Quäker. Informiere die anderen über deine Erkenntnisse.
- Informiere dich durch eine Recherche im Internet über die „Gerechten unter den Völkern“ und „Yad Vashem“. Informiere die anderen über deine Erkenntnisse.
- Informiere dich in der Gedenkstätte Stille Helden über die Retterin Anna von Gierke.

Weiterführende Aufgaben

- Entwerft in einer Gruppe ein Konzept für die Gestaltung (Aussehen, Text) von zwei Gedenktafeln am jeweiligen Ort des Geschehens – eine für Karl Marguerre, eine für die Familie Schwersensky. Schreibt einen Brief an die Verantwortlichen im Rathaus, in dem ihr die Anbringung einer Gedenktafel anregt.
- Recherche in der Gedenkstätte Stille Helden in Berlin. Informiere dich über die Retter und die Geretteten sowie über weitere Hilfen in Eichwalde bei Berlin.
- Entwirf ein Konzept für einen Rundgang in Eichwalde zu den Stätten der Rettung.



Quelle

Erich Hopp: Drei von sechs Millionen [unveröffentlichtes Manuskript], 1946,
Archiv Gedenkstätte Stille Helden

Odyssee von Ort zu Ort



Biografische Angaben

Biografische Angaben: Susanne Meyer (1902–1987)



Susanne Meyer und ihr Helfer Arthur Veit nach der Befreiung 1945

Susanne Meyer geb. Abramczyk kommt 1902 in Breslau als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts zur Welt. Nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule zieht sie 1923 als junge Modezeichnerin nach Berlin. Auf einer Ausstellung ihrer Entwürfe im Ullstein-Verlagshaus lernt sie den ebenfalls jüdischen Ullstein-Journalisten Wilhelm Meyer kennen. 1925 heiratet das Paar, und ein Jahr später wird ihr einziges Kind Hans-Ulrich geboren. Nach 1933 verliert Meyer als Jude seine Stellung als Redakteur im Ullstein-Pressenhaus. Da er schwer erkrankt, kann die Familie nicht emigrieren. Der 13-jährige Sohn entkommt 1939 noch mit einem der letzten Kindertransporte nach England.

Im Laufe des Jahres 1942 erhält Wilhelm Meyer zweimal die Aufforderung zur ► Deportation, wird aber jedes Mal zurückgestellt, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes nicht transportfähig ist. Nach seinem Tod im September 1942 muss seine Frau mit der eigenen Deportation rechnen. Freunde raten ihr dringend zur Flucht. Ein ehemaliger Kollege ihres Mannes macht Susanne Meyer mit Dr. Eduard Stadler bekannt, der nach 1933 zunächst eine üble Rolle im Ullstein-Verlag gespielt hat. Im Jahr 1943 wird er aber zum lebensrettenden Anker für die Verfolgte. Er vermittelt ihr ein Versteck, so dass sie im Januar 1943 ihre Wohnung für immer ohne den ► gelben Stern verlässt. Stadler springt immer wieder ein, wenn sie nicht mehr weiter weiß.

Etwa im Herbst 1943 gelangt Susanne Meyer nach Kagar, einem Dorf bei Rheinsberg in Brandenburg, das seit 1943 auch für nichtjüdische Gegner des Nationalsozialismus Zufluchtsort wird. Dort findet sie Unterschlupf im Hause von Elise und Georg Steffen, die mitten im Dorf einen Gasthof mit Pension führen.

Einige Monate verbringt Susanne Meyer auch in Berlin-Lichterfelde bei einer Ärztin, der sie in Haushalt und Praxis hilft. Als die Bombenangriffe in der Metropole zu stark werden, bietet ihr Elise Steffen an, nach Kagar zurückzukommen.

Dort wohnt während des Krieges auch die Berlinerin Herta Zerna, die bis 1933 für die sozialdemokratische Zeitung „Vorwärts“ geschrieben hat. Auch diese Journalistin und ihre Mutter, mit der sie ein kleines Haus an der Dorfstraße bewohnt, werden zu Vertrauten und Helferinnen von Susanne Meyer. Mit der Unterstützung unterschiedlicher Menschen erlebt Susanne Meyer schließlich die Befreiung. Bald danach kann sie ihren Sohn wieder in die Arme schließen, der als britischer Soldat nach Berlin kommt. Am 7. Juli 1945 heiratet die Gerettete Arthur Veit, einen ihrer Helfer. Nach einigen Jahren siedelt das Paar in die Schweiz über. Dort stirbt Susanne Veit 1987 im Alter von 85 Jahren.



Susanne Meyer mit ihrem Sohn im Sommer 1945

Biografische Angaben: Eduard Stadtler (1886–1945)

Eduard Stadtler wird 1886 in einer katholischen Familie im Elsass geboren. Er beginnt seine politische Karriere als Sekretär des Windthorst-Bundes, der Jugendorganisation der Zentrumspartei. 1918/19 wird er Führer einer „Antibolschewistischen Liga“. Unter Berliner Studenten wirbt er für die rechtsgerichteten Freikorps und ruft zum Kampf gegen den kommunistischen Spartakusbund und seine Vertreter auf. Anders als andere „Antibolschewisten“ verzichtet er aber auf antisemitische Argumente. Er ist von Benito Mussolini und dem italienischen Faschismus begeistert. 1924 schließt er sich der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) an, für die er 1932 in den Reichstag einzieht. 1933 betreibt er die Fusion seiner Partei mit der NSDAP. Gleichzeitig wird er Chef der politischen Abteilung im Pressehaus Ullstein. Ein Jahr später ist seine Karriere beendet. Auch sein Eintritt in die NSDAP 1935 ändert daran nichts. Danach lebt er mit seiner Frau in bescheidenen Verhältnissen in Düsseldorf. 1939 kehrt er nach Berlin zurück.

Inzwischen hat er sich vom Nationalsozialismus abgewandt. Ende 1942 macht ihn Friedrich Kroner, ein ehemaliger Ullstein-Redakteur, mit der Jüdin Susanne Meyer bekannt, der Witwe von Wilhelm Meyer, der bis 1933 ebenfalls Redakteur bei Ullstein war. Stadtler wird nun für Susanne Meyer, die untertauchen will, zum Retter. Er knüpft für sie die Verbindung zu einem Gutsbesitzer in der Neumark, der die Verfolgte im Januar 1943 aufnimmt. Als die Lage dort nach sechs Wochen zu gefährlich wird und Susanne Meyer nach Berlin zurückkehrt, ist Stadtler erneut ihre Anlaufstelle. Er vermittelt ihr Unterkünfte bei seinen katholischen Verwandten in Düsseldorf. Nach ihrer Rückkehr im Juni 1943 nimmt er sie auch einige Tage bei sich in Berlin-Frohnau auf. Nach Kriegsende wird Stadtler von den Sowjets verhaftet. Im Sommer 1945 stirbt er im sowjetischen Speziallager Sachsenhausen.

Biografische Angaben: Mathilde Stoltenhoff (1897–1998)

Die Medizinerin Dr. Mathilde Stoltenhoff, 1897 in Kassel geboren, tritt 1933 in die NSDAP ein, um ihre private Nervenklinik in Dresden weiterführen zu können. Ihr damaliger Ehemann ist vor 1933 Mitglied einer sozialistischen Ärztevereinigung gewesen. Nach ihren Aussagen habe sie sich unter Druck zum Parteieintritt entschlossen, um die Klinik weiterführen zu können. Nach dem Krieg wird ihr von jüdischen und nichtjüdischen Zeugen bescheinigt, sie habe damit verfolgten Patienten helfen wollen.

1939 lässt sich die Mutter von zwei Töchtern nach der Scheidung in Berlin-Lichterfelde als praktische Ärztin nieder. Sie verkehrt nun mit Medizinerinnen, Künstlern und Journalisten, die NS-Gegner sind. Auf Bitte von Alois Florath, der zu diesem antifaschistischen Kreis gehört, nimmt sie 1944 die Jüdin Susanne Meyer einige Monate auf. Sie bewohnt damals ein kleines Einfamilienhaus in der Karpfenteichsiedlung in Berlin-Lichterfelde-Ost, wo sie auch ihre Praxis hat. Susanne Meyer hilft ihr im Haushalt und in der Praxis. Unermüdlich kümmern sich die Frauen um die vielen durch Luftangriffe Verletzten. Bei Alarm kann Susanne Meyer nicht in öffentliche Luftschutzkeller mitgehen, sondern muss allein im Keller des Einfamilienhauses ausharren. Deshalb kehrt sie nach einiger Zeit zu ihren Helfern nach Kagar in Brandenburg zurück.

1979 erhält Dr. Mathilde Stoltenhoff, inzwischen verheiratete Herbst, auf Initiative von Susanne Veit (früher Meyer) das ► Bundesverdienstkreuz.

Biografische Angaben: Georg Steffen (1891–1946)

Georg Steffen wird 1891 in Kagar bei Rheinsberg geboren. Er ist Landwirt und hat wie schon seine hugenottischen Vorfahren das Amt des Dorfschulzen inne. In seiner Gastwirtschaft und Pension bietet er zusammen mit seiner Frau Elise zahlreichen politisch oder rassistisch Verfolgten während des Krieges Schutz. Zu ihnen gehört auch Otto Suhr (1897–1957), später Regierender Bürgermeister von Berlin, der sich während des Krieges zeitweilig mit seiner



Familie Steffen



Elise und Georg Steffen

jüdischen Frau Susanne in Steffens Gasthof nach Kagar zurückzieht, wenn die Lage in Berlin für das Ehepaar kritisch wird. Das Schicksal von Georg Steffen zeigt ein Stück verdrängter deutscher Nachkriegstragödie. Nach Kriegsende behält er zunächst sein Amt als Bürgermeister, wird aber wenig später von Einwohnern bei den Sowjets denunziert und im Speziallager Nr. 6 Jamlitz bei Lieberose interniert. Nach einem halben Jahr stirbt Georg Steffen dort an Hunger und Entkräftung.

Eine offizielle Würdigung seiner Menschlichkeit in einer Zeit, als es dafür besonderen Mutes bedurfte, hat es nie gegeben.

Biografische Angaben: Herta Zerna (1907–1988)

Herta Zerna wird 1907 als Tochter des Schlossers Paul Zerna und seiner Frau Anna in Berlin-Moabit geboren. Die Eltern gehören der SPD an. Sie wächst mit dem ein Jahr jüngeren Bruder Fritz auf. Seit 1921 gehört sie der Arbeiterjugend an. Dass viele der Freundinnen und Freunde dort jüdischer Abstammung sind, erfährt sie erst nach 1933, da dies vorher gar keine Rolle spielte. Nach der Mittleren Reife arbeitet sie als Bürokräftin und besucht Fortbildungen der SPD. Dann sammelt sie in Leipzig erste Erfahrungen als Journalistin. 1933 verstecken sie und ihre Mutter den von der Gestapo verfolgten Bruder in der eigenen Wohnung. Dieser entkommt 1934 nach Frankreich.

Als ehemalige SPD-Redakteurin erhält die 26-Jährige nach 1933 bei keiner Zeitung mehr eine Anstellung. Wegen der Flucht ihres Bruders wird sie aus der Reichspressekammer ausgeschlossen. Sie schreibt für Lokalredaktionen als freie Mitarbeiterin und steht unter Gestapo-Beobachtung. 1939 gewährt sie erstmals Otto Suhr und dessen jüdischer Frau Unterschlupf in ihrer engen Schöneberger Wohnung. Kurz danach kauft sie ein kleines Bauernhaus im brandenburgischen Kagar. Ab 1941 arbeitet sie für die Wirtschaftsnachrichten im Haus des Rundfunks.

Um diese Zeit lernt sie bei einer gemeinsamen Bekannten die Jüdin Margot Moses flüchtig kennen. Sie bietet ihr ihre Hilfe in Notfällen an. Als Margot Moses 1942 eines Nachts vor ihrer Tür steht, nimmt sie die Verfolgte auf. Herta Zerna bringt Margot Moses abwechselnd in ihrer Schöneberger Wohnung und bei Freunden unter und vermittelt ihr unter falschem Namen eine Arbeit als Aushilfsstenotypistin im Haus des Rundfunks. Im Herbst 1943 gibt Herta Zerna ihre Tätigkeit dort auf und zieht mit ihrer Mutter nach Kagar. Durch sie gelangt auch der als Sozialdemokrat verfolgte Alois Florath in dieses Dorf. Herta Zerna und ihre Mutter helfen auch der Jüdin Susanne Meyer. Besonders in den letzten Kriegswochen ist sie oft bei ihnen. Gleichzeitig schützt Zerna einen Deserteur.



Herta Zerna 1947

Nach dem Krieg lebt Herta Zerna wieder in West-Berlin in sehr bescheidenen Verhältnissen, da ihre gelegentliche Schriftstellerei wenig einbringt. Sie fühlt sich oft einsam und unverstanden. 1958 wird sie vom Berliner Senat als „Unbesungene Heldin“ geehrt. Später erhält sie auch das Bundesverdienstkreuz. Sie stirbt 1988.



Quellen

Quelle 1 – Erinnerungen von Susanne Meyer: Beginn ihres Lebens in der „Illegalität“ (1957)

Als ich das [einen Geburts- und Taufschein] hatte, war es unserem alten Freund Friedrich Kroner möglich, in Aktion zu treten. [...] Er mobilisierte für mich Dr. Stadtler, einen gebürtigen Elsässer, der zu Anfang des Hitler-Regimes eine zeitlang Verlagsdirektor gewesen war [...]. Als ich ihn kennenlernte, lebte er, glaube ich, berufslos, offiziell irgendwie von der Industrie beschäftigt, aber in Wahrheit in Untergrundarbeit, in Erwartung von Hitlers Sturz, um dann in die Politik einzutreten.

[...] Als ich im November 1942 bei Kroner Dr. Stadtler traf, versuchte [er], uns auf der Karte Russlands (das er sehr gut kannte), an der Lage der deutschen Fronten klarzumachen, dass der Zusammenbruch sehr bald erfolgen müsste, und ich versuchen müsste, über diese Zeit hinwegzukommen. [...] Dann vermittelte Dr. Stadtler mir eine erste Zuflucht bei einem seiner Mitverschworenen, einem Gutsbesitzer im Netze-Bruch, und dort wurde ich für den 4. Januar angemeldet.

Quelle: Susanne Veit: „Untergetaucht“, Bericht für die Wiener Library 1957, in: Jerusalem, Yad Vashem Archives 02/351.

Quelle 2 – Interview mit Mathilde Stoltenhoff (1987)

- Ja, und manche haben es dann ja auch geschafft, noch unterzutauchen. Also mein (*ironisch*) Prunkstück war die Rettung der Charlotte, das war eine weißblonde, blauäugige Volljüdin. [...] Sie hatte
- 5 einen Journalisten einer großen Berliner Zeitung geheiratet der sehr schwer zuckerkrank war. Und auf Grund dieser schweren Erkrankung ist ihm zunächst nichts passiert und sie durfte ihrem Mann beistehen, bis er verstorben war und dann musste
- 10 sie untertauchen mit Hilfe verschiedener Freunde, die sie hatte, wurde also immer neu versteckt bei irgendeiner anderen Familie. Und nachdem sie eine ganze Weile in Düsseldorf geblieben war, frug mich mein gleichgesinnter Freund, der Alois [Florath] [...], der Alois war Maler und Zeichner, und der kannte Frau [Meyer] und frug, ob ich sie eventuell als Haushälterin bei mir anstellen würde. Das habe ich getan, natürlich kriegte sie keine
- 20 Lebensmittelkarten und [...] wir mussten da also große Umwege gehen, um die mit zu ernähren, aber ich kriegte natürlich von Patienten doch immer ziemlich viel noch zugesteckt, und wir haben nicht ihretwegen gedarbt. Und Charlottchen war ein ganz rührendes, wenn auch im Haushalt [unerfahrenes] Geschöpf und es war besonders gefährlich deshalb, weil mir schräg gegenüber der Siedlungsspitzel – in unserer Wohnungssiedlung, da wohnte ein Herr Heller, dem es später auch schwer an den Kragen gegangen ist.
- 25 Und dank ihrer Blondheit ist der nicht auf die Idee gekommen, dass da was nicht stimmen könnte. Das war natürlich so: Wenn Alarm war, blieb sie immer im Haus. Wir hatten zwar einen kleinen Luftschuttkeller, aber er war natürlich nicht so sicher wie ein Bunker [...].
- 30
- 35

Quelle: Barbara Schieb: Interview mit Mathilde Stoltenhoff, 22.07.1987 in Berlin, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 3 – Erinnerungen von Susanne Meyer: Das Versteck bei der Ärztin (1957)

- Die Ärztin, Frau Dr. Stoltenhoff, war PG [Mitglied der NSDAP]. Sie war in erster Ehe mit einem ‚Mischling‘ verheiratet, hatte dadurch die Stellung einer Vertrauensärztin eines Werkes verloren und
- 5 musste die Genehmigung für eine eigene Praxis erlangen, denn sie hatte Kinder zu ernähren. Der einzige Weg war die Parteizugehörigkeit. Auch dort lag das Parteibuch in der Küchenschublade, und ich musste mich darum kümmern. [...]
- 10 Die Nachtangriffe wurden nun in Berlin immer schlimmer. Die Hausbewohner gingen bei Alarm in einen Schutzbunker in der Nähe, und ich blieb – zusammen mit einem kleinen Dackel – allein im Keller des Häuschens und musste hoffen, dass
- 15 falls mir etwas zustieß, die Ärztin eine Ausrede finden würde. Sie war intelligent und geschickt. Ihre eigene Tochter hatte sie aus einer sehr unangenehmen Gefahr manövriert, denunziert zu werden, weil sie französischen Gefangenen bei der Straßenarbeit etwas zugesteckt und angeblich mit ihnen geflirtet hatte.
- 20

Quelle: Susanne Veit: „Untergetaucht“, Bericht für die Wiener Library 1957, in: Jerusalem, Yad Vashem Archives 02/351.

Quelle 4 – Erinnerungen von Susanne Meyer über ihre Verstecke in Kagar (1957)

- Es war nämlich so, dass Steffens, die auch ihre beiden Söhne eingeweiht hatten, die Gefahr auf sich nahmen, mich zu beherbergen. Die Intrige aber musste ich selber spinnen. Über Klatsch und Gerüchte im Dorfe waren sie nicht informiert, dazu
- 5 waren sie zu vornehm (im guten Sinne), und ich musste selbst herausfinden, was ich den Leuten am besten vorspielte oder wann ich verschwinden musste. [...]
- 10 Da ich aber offiziell weiter Arbeit aus Berlin holen musste, schlich ich früh vor der Morgendämmerung vom Gasthof zum Haus von Herta Zerna, stieg in ihre Dachkammer, legte mich den Tag über mit mitgenommenen Broten dort ins Bett
- 15 und schlich abends im Dunkeln wieder in den Gasthof zurück, um am nächsten Tag vor den anderen Gästen von der Fahrt nach Berlin reden zu können.

Quelle: Susanne Veit: „Untergetaucht“, Bericht für die Wiener Library 1957, in: Jerusalem, Yad Vashem Archives 02/351.

Quelle 5 – Zeittafel über die Zeit in der Illegalität (handschriftlich)

Zu Antrag 17515
Blatt C. 02

25731

Zeittafel für die illegale Zeit.

7.1.43 - 16.2.43	bei Lent, Rittergut Lipke
16.2.43. - 2.3.43	Hin- und herwechseln in Berlin, u.a. bei Frau Kroner, Berlin, Sybelstr. 45 und bei Frau Hochkirch, Berlin, Hochsitzweg 19
3.3.43 - 5.3.43	bei Robert Ladewig, Braunschweig (dieser nahm sich ein Jahr später zusammen mit seiner jüdischen Ehefrau das Leben, als diese deportiert werden sollte)
6.3.43 - Anfang Juni 43	Düsseldorf in ständigem Wechsel bei mehreren Familien, u.a. Josef Temwert, In der Loh 5 und H. Franziska Wütscher, Elisabethstr. 69
Anfang Juni 43 - 20.6.43	bei Dr. Stadler, Frohnan, Benediktinerstr. und in der Siedlung Klausdorf Kreis Teltow (hinter Zossen) in einer Wohnlaube.
21.6.43. - 1.9.43	<u>bei Steffen, Kagar bei Rheinsberg (Mark</u>
1.9.43 - 15.9.43	<u>in einer Laube in Klausdorf Kr. Teltow.</u>
15.9.43. - 15.12.43	bei Frau Dr. Stoltenhoff, Berlin-Lichter- felde-64, Scheelestr. 63
15.12.43 - 10.1.44	unbewohnte Laube in Klausdorf Kr. Teltow
von 10.1.44 bis Kriegsende	als ständige Zuflucht bei Steffen, Kagar bei Rheinsberg, dazwischen bei verschiedenen Bauern daselbst und in Abständen viele Aufenthalte in verschiedenen Berliner Adressen, und in verschiedenen Lauben in Klausdorf

Möglichkeit zum Arbeiten oder zum Aufsuchen von Luftschutz-
räumen während der Luftangriffe war wegen der strengen
Kontrollen kaum möglich. Zur Beschaffung von Ernährung
und von Eisenbahnfahrkarten mussten alle mir verbliebenen
Dinge von irgendwelchem Wert noch veräußert werden.

Quelle: Entschädigungsakte Susanne Veit (verw. Meyer), Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Nr. 25731, C 2.

Quelle 6 – Schreiben von Susanne Veit vom 21.05.1962 aus Orselina (Schweiz)

Zu meiner Rettung vor der Deportation nach
Auschwitz haben damals, wie das meistens der
Fall war, mehrere helfen müssen. Eine entschei-
dende Rolle dabei spielte auch Herta Zerna. In
ihrem Buch ‚Es lag bei Rheinsberg‘ schildert sie

mein Schicksal, aber ohne ihre Mitwirkung zu
erwähnen. Dass sie die zu meiner Rettung auf-
gewandte Energie und Mut in ihrem Buch so gar
nicht erwähnt, ist ihrer ganzen Art zuzuschreiben,
wenn sie helfen kann, keinen Dank zu verlangen.

Quelle: Akte Unbesungene Helden, Herta Zerna, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 889.

Quelle 7 – Einzelbegründung für Herta Zerna zur Anerkennung als „Unbesungene Heldin“

Obwohl Frau Zerna erst 55 Jahre alt ist, kann nicht angenommen werden, dass sich ihre wirtschaftlichen Verhältnisse im Hinblick auf ihren schlechten Gesundheitszustand und der damit verbundenen Erwerbsbeschränkung (Verlust eines Auges) bei zunehmendem Alter verbessern wird. Eine Änderung ihrer schlechten finanziellen Lage ist ebenfalls nicht abzusehen, so dass mit Rücksicht auf das sehr anerkennenswerte Verhalten Verfolgten gegenüber eine laufende Ehrenunterstützung gerechtfertigt erscheint.

Quelle: Akte Unbesungene Helden, Herta Zerna, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 889.

Quelle 8 – Brief von Herta Zerna vom 06.04.1963 an den Senator für Inneres

Sehr geehrte Herren,

ich danke Ihnen sehr für Ihre Einladung zu der Gedenkstunde. Ich begrüße es auch sehr, dass so etwas gemacht wird, und als alte Journalistin, Zeugin des Geschehens, wäre ich gern dabei – aber als Betroffene! Ich habe nach Erhalt ihres Briefs lange geweint [...]. Am nächsten Tag hielt ich das für ‚Unsinn‘, nahm mir fest vor zu kommen, las Ihren Brief noch einmal – und weinte wieder. [...] Ich kann Ihnen nicht einmal genau sagen, warum ich weine, es ist ein einfaches Nervenversagen, offenbar. Die Vergangenheit liegt bei mir offenbar unter einer sehr dünnen Schicht – oder die Anspannung von damals lockert sich erst jetzt – ich kann es Ihnen nicht erklären. Ich kann Ihnen nur für Ihre Einladung danken und alles Gute für die Veranstaltung wünschen. Es tut mir sehr leid, bitte glauben Sie es mir, ich wäre lieber dabei!

Ihre
H. Zerna

Quelle: Akte Unbesungene Helden, Herta Zerna, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 889.



Arbeitsaufträge

Gruppenarbeit

Gruppe 1 – Susanne Meyer und der Retter Eduard Stadtler

- Lest die biografischen Angaben zu Susanne Meyer, Eduard Stadtler und die Quellen 1 und 5.
- Schildert den Weg von Susanne Meyer in den Untergrund und die damit verbundenen Schwierigkeiten.
- Analysiert die Angaben zu Eduard Stadtler und stellt Vermutungen an, warum er als ehemaliges NSDAP-Mitglied geholfen hat.

Gruppe 2 – Susanne Meyer und die Retterin Mathilde Stoltenhoff

- Lest die biografischen Angaben zu Susanne Meyer, Mathilde Stoltenhoff und die Quellen 2 und 3.
- Schildert den Weg von Susanne Meyer in den Untergrund und die damit verbundenen Schwierigkeiten.
- Analysiert die Angaben zu Mathilde Stoltenhoff und stellt Vermutungen an, warum sie Susanne Meyer geholfen hat.

Gruppe 3 – Susanne Meyer, der Retter Georg Steffen und die Retterin Herta Zerna

- Lest die biografischen Angaben zu Susanne Meyer, Georg Steffen, Herta Zerna und die Quelle 4.
- Schildert den Weg von Susanne Meyer in den Untergrund und die damit verbundenen Schwierigkeiten.
- Analysiert die Angaben zu Georg Steffen und Herta Zerna und stellt Vermutungen an, warum sie Susanne Meyer geholfen haben.

Gruppe 4 – Herta Zerna und ihr Leben nach dem Krieg

- Lest die Quellen 6, 7 und 8.
- Charakterisiert die Lebensverhältnisse von Herta Zerna und ihre Gefühle nach dem Krieg.
- Überprüft, ob ihre Auszeichnung und die damit verbundenen Hilfen im Jahr 1963 als „Unbesungene Heldin“ angemessen waren.

Diskussion im Plenum

- Aus dem Kreis der Retterinnen und Retter wurden vier vorgestellt: Eduard Stadtler, Mathilde Stoltenhoff, Georg Steffen und Herta Zerna. Vergleicht deren unterschiedliche Schicksale und Leben nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.
- Schuldig oder nicht schuldig: Führt eine Pro-und-Contra-Diskussion zu der Frage, ob man nach 1945 alle ehemaligen Mitglieder der NSDAP hätte bestrafen sollen.

Wahlaufgaben

- Ihr seid in einer Jury, die Helferinnen und Helfer aufgrund ihrer Verdienste auszeichnet. Damit die Ehrung zu Recht erfolgt, muss eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein. Sammle solche Bedingungen mit einer Partnerin/einem Partner, indem du folgende Sätze beendest:
Die Helferin/der Helfer muss ... Die Helferin/der Helfer darf nicht ...
- Entwirf ein Interview, in dem Susanne Meyer einer Journalistin die Geschichte ihrer Rettung erzählt.
- Versetze dich in die Rolle von Susanne Meyer und schreibe einen Antrag für die Ehrung ihrer Retterinnen und Retter, in dem sie begründet, warum diese geehrt werden sollen.

Weiterführende Aufgaben

Recherchiere im Internet zum Thema „Entnazifizierung“ durch die vier Alliierten (USA, Großbritannien, Frankreich und UdSSR) nach 1945 und entwickle ein Konzept für eine Präsentation.

**Literatur**

Förderverein Blindes Vertrauen e.V./Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hrsg.): Dem Leben hinterher – Fluchtorte jüdischer Versteckter, Berlin 2010, S. 76 ff.

Beate Kosmala: Solidarität mit verfolgten Kollegen – Die Rettung von Susanne Meyer, in: Egon Bannehr u. a.: Die Eule lässt Federn. Das Ullsteinhaus 1926–1986. Setzer, Drucker, Journalisten, 2. durchges. u. erg. Auflage, Berlin 2012, S. 96–102.

Ein Retter kommt im KZ um



Biografische Angaben

Biografische Angaben: August Sapandowski (1882–1945)



August Sapandowski um 1940

August Sapandowski wächst in einem katholischen Elternhaus in der Nähe der heutigen polnischen Stadt Danzig auf. Er soll nach dem Willen seiner Eltern Priester werden. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitet er als selbständiger Malermeister. Er wird 1921 Mitglied der ► KPD und heiratet 1928 Helene Ostermaier (1887–1941). Das Paar bekommt eine Tochter und gibt ihr den Namen Vera.

Nach dem Tod seiner Frau lebt August Sapandowski mit Elsbeth Orgler (*1886, verschollen) zusammen, ebenfalls eine Jüdin im Sinne der NS-Gesetzgebung. Diese muss als Zwangsarbeiterin in der Batteriefabrik Petrix (Varta) arbeiten. Er schreibt Gedichte und Essays, welche aber nicht veröffentlicht werden können. Die wenigen überlieferten Schriften zeigen ihn nicht als Kommunisten, sondern als Christen, der gegen den Nationalsozialismus kämpft.

Seit 1942 versteckt Sapandowski seine Lebensgefährtin Elsbeth und weitere Verfolgte in seiner Wohnung (Berlin, Schrammstraße 4) und in seiner Werkstatt (Berlin, Laubacher Straße 39). An Elsbeths Geburtstag im Mai 1943 wird sie zusammen mit ihrem Lebensgefährten und dessen 14jähriger Tochter Vera verhaftet. Vera wird nach fünftägigem Verhör entlassen, obwohl sie in der Definition der

Nationalsozialisten eine ► „Halbjüdin“ war. Ihr Vater kommt nach drei Monaten frei. Elsbeth wird im August 1943 nach ► Auschwitz deportiert und gilt als verschollen.

Ein zweites Mal wird Sapandowski verraten. Im Juni 1944 werden er und das bei ihm untergetauchte Ehepaar Neumann mit ihren beiden Kindern sowie eine namentlich nicht bekannte Jüdin verhaftet. Der Helfer kommt erst in das ► Konzentrationslager Sachsenhausen und dann in das ► Konzentrationslager Bergen-Belsen. Von dort erhält seine Tochter im April 1945 die Nachricht, er sei an „Kreislaufschwäche“ gestorben.

Belegt ist durch die Quellen, dass August Sapandowski 13 Personen versteckt hat, mit hoher Wahrscheinlichkeit aber waren es mehr. Von fünf Menschen ist bekannt, dass sie das Dritte Reich überlebt haben, darunter auch Lotte Strauss und ihr Ehemann Herbert A. Strauss. Das Schicksal der anderen Versteckten ist unbekannt.

Auf Antrag von Lotte und Herbert A. Strauss erhielt August Sapandowski 2001 von der israelischen ► Gedenkstätte Yad Vashem den Ehrentitel ► „Gerechter unter den Völkern“.



Quellen

Quelle 1 – Autobiografie: Herbert A. Strauss (1918–2005)

- Herr Sapandowski war, selbst gemessen an den Umständen der damaligen Zeit, ein ziemlich ungewöhnlicher und unkonventioneller Mann. Er war protestantisch erzogen worden und lebte, mit einer jüdischen Frau zusammen [...]. In seinem Wohnzimmer hing ein großes Hitler-Portrait. Als wir zum ersten Mal bei ihm gewesen waren, hatte er uns gezeigt, dass auf dessen Rückseite ein
- 10 nicht minder geschmackloses Portrait Josef Stalins prangte. Aus seinen starken Sympathien für den Kommunismus machte er uns gegenüber keinen Hehl und zog in langen Monologen über Hitler her und hob die Sowjetunion in den Himmel, von der er sich erhoffte, dass sie dereinst Berlin erobern und das Dritte Reich durch ein kommunistisches Regime ersetzen würde.

Quelle: Herbert A. Strauss: *Eine Jugend in Deutschland*, Berlin 1999, S. 259.

Quelle 2 – Gedicht: Ohne Titel, von August Sapandowski (Auszug)

- Deutsches Volk du deutscher Mann
schau dir deine Führung an
wirf sie in den Höllenschlund
dann erst wirst du heil gesund
- 5 Kämpfe recht als Gottesstreiter
seid ein Christheil Wegbereiter
ringe um die Lebenskrone
Gottessohn im Menschensohne [...]
- 10 Hitler Geist der Höllenhund
gibt nur Satans Willen kund [...]
- Hitler selbst der Bösewicht
fällt ins eigne Tatgericht
Geiz Hass Lüge Raum und Mord
jagen Frieden Freiheit fort [...]
- 15 Mögen Menschenteufel spotten
mögen sie sich selbst vergotten
bange machen gilt hier nicht
kämpfe recht heißt deine Pflicht.

Quelle: Privatbesitz; abgedruckt in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.): *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945*, Berlin 2002, S. 236 f.

Quelle 3 – Autobiografie: Lotte Strauss (geb. 1913) über den Weg in den Untergrund

Nun war unser vordringlichstes Problem, einen Platz zu finden, wo wir in der kommenden Nacht schlafen konnten. Ich erinnerte mich an den Umschlag, den mir meine Mutter vor einiger Zeit mit der Bemerkung gegeben hatte, dass er etwas Geld enthalte und eine Adresse für den Notfall. Ich hatte ihn schnell aus Herberts Zimmer geholt, Sekunden bevor wir fortliefen. Ich betrachtete ihn nun, und als ich die Handschrift meiner Mutter sah, stiegen mir die Tränen in die Augen. Es war, als hätte sie unsere verzweifelte Lage vorhergesehen. Ich öffnete ihn, fand das Geld, einen Namen, eine Adresse und eine Telefonnummer auf einem Zettel. Den Namen kannte ich nicht, und als wir telefonisch Kontakt aufnahmen, war mir die Stimme unbekannt. Es war eine fremde Stimme, die jedoch freundlicher wurde, als ich mich als Tochter von Frau Schloss vorstellte. Als ich fragte, ob wir vorbeikommen könnten, war die Antwort zustimmend. [...]

Die Adresse war leicht zu finden. Wir klingelten, und als sich die Tür öffnete, war ich überrascht, bekannte Gesichter zu erblicken. Das Paar hatte ich kürzlich in unserem Haus in Kladow getroffen, das sie für einen Nachmittag besucht hatten. [...] Ohne viel zu sagen, ließen sie uns in die Wohnung eintreten und stellten sich als ‚August‘ und ‚Elsie‘ vor, wie sie genannt werden wollten. Anfänglich fand ich diese für Deutschland ungewöhnliche Formlosigkeit als unangemessen; aber bald lernten wir schnell, dass ihre Verschwiegenheit guten Grund hatte. Im Untergrund drohte immer die Gefahr, gefasst zu werden, und die Möglichkeit, den Namen der Helfer unter Folter preiszugeben.

Elsie und August waren ein Paar in den Vierzigern und nahmen uns freundlich auf. Sie gingen sehr offen mit ihren Geheimnissen um: Dank Mutters Einführung fassten wir Vertrauen zu ihnen, und umgekehrt vertrauten sie uns. Wir erfuhren, dass Elsie, eine blonde jüdische Frau, bei August un-

tergetaucht war. August gehörte damals, und wie er uns erzählte, schon immer, zu den überzeugten Gegnern der Nazis. Er hatte eine kommunistische Vergangenheit. An der Wand hing ein Portrait Hitlers: Als er es umdrehte, war auf der Rückseite ein Bild Stalins zu sehen. [...] August war die dominierende Person in dieser Situation, er war Elsies Beschützer und auf dem Weg, der unsrige zu werden. Er besaß den Eifer eines wahren Gläubigen.



Lotte Strauss, Mai 1943

Quelle: Lotte Strauss: *Über den grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland*, Berlin 1997, S. 83–86.

Quelle 3a – Autobiografie: Lotte Strauss (geb. 1913) über Elsbeth Orgler und August Sapandowski (engl. Fassung)

Else and August were pleasant people in their fifties. They were very free with their own secrets: mother's introduction had made us confide in them. So they trusted us. We soon learned that the blond Else was Jewish and lived in hiding with

August, who was then and had always been, so he told us, a violent anti-Nazi. He had a Communist past, which he was hiding now. He showed us a portrait of Hitler that he had hanging on the wall: he turned it around, and on the reverse

was a picture of Stalin. His attitude against the Nazis had forgotten even stronger, because one of his sons had a high rank in the Nazi Party. In that he did, he wanted symbolically to prove his son wrong. It was quite clear that August was the

dominant player in this situation; after all, he was Else's protector and was in the process of becoming ours. He had the zeal of a true believer, which manifested itself in the loud voice with which he advocated his beliefs.

Quelle: Lotte Strauss: *Over the Green Hill. A German Jewish Memoir 1913–1943*, New York 1999, S. 69.

Quelle 4 – Autobiografie: Herbert A. Strauss (1918–2005) über das Leben im Untergrund

Erst gegen Mittag hatten wir unseren ersten Gastgeber gefunden, einen Malermeister namens August Sapandowski in Schmargendorf [...]. Er brachte uns in einem Keller unter, der nicht weit von seiner Wohnung in der Laubacher Straße 35 lag und in dem er Farbtöpfe und sonstige Utensilien aufbewahrte, die er für seine Arbeit benötigte.

Der Keller hatte einen eigenen Eingang, so dass wir nicht befürchten mussten, den Bewohnern und dem Verwalter des Hauses in die Arme zu laufen. In einer Nische hatte Herr Sapandowski zwei Alkoven gebaut, die eine bettähnliche Vorrichtung und eine Matratze enthielten sowie eine Art Nachttisch mit einem Kerzenhalter darauf. Da der Raum sich in der Nähe der Heizungs- und Warmwasseranlage befand, war er einigermaßen warm. Ein Wasserklosett und ein kleines Waschbecken konnten über ein langes Brett erreicht werden, das er über ein paar Löcher im Boden gelegt hatte, es gab zwei kleine Fenster, die unterhalb der Straßenebene auf den Bürgersteig hinausgingen, und eine Tür. Wir waren sehr erleichtert und außerordentlich dankbar für sein Angebot. Dieser Keller stellte für ungefähr sechs Wochen, etwa bis Ende November (1942), unser erstes Zuhause im Untergrund dar. [...]

In unserer neuen Unterkunft [...] mussten wir bei allem, was wir taten, große Vorsicht walten lassen, damit der Hausmeister, oft ein V-Mann [Spitzel] für die Nazis oder Schlimmeres, nicht auf uns aufmerksam wurde und uns denunzierte. Wir wagten uns erst hinein, wenn es ganz dunkel war, und vermieden jedes Geräusch, das uns hätte verraten können. Nachts mussten die beiden kleinen Fenster mit einem dicken Stück Stoff verhängt werden, damit das Licht der Kerze und der nackten Glühbirne über dem Waschbecken von der Straße aus nicht zu sehen ist. Auch mussten wir uns im Flüsterton unterhalten und uns möglichst leise bewegen, wenn wir auch nicht gänzlich ver-

hindern konnten, dass das Brett, das zur Toilette führte, an einigen Stellen knackte.

Nach ein paar Wochen gewährte unser Wirt noch einem weiteren Paar Unterschlupf, einem älteren Juristen und seiner Frau. [...] Sie blieben nur wenige Tage [...]. Nach ihnen ließ er eine Mutter und ihren halbwüchsigen Sohn in dem Keller wohnen, die weniger darin geübt waren, sich geräuschlos zu verhalten und aufzupassen, dass kein Licht nach außen drang. Kurz darauf fanden wir eine neue Herberge und konnten den Keller verlassen. Einige Wochen später wurden Mutter und Sohn denunziert und von der ▶ Gestapo verhaftet. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört.



Herbert A. Strauss, Juni 1943

Quelle: Herbert A. Strauss: *Eine Jugend in Deutschland*, Berlin 1999, S. 258–260.

Quelle 5 – Antrag auf Anerkennung als Opfer des Faschismus (1945): Vera Sapandowski, 17 Jahre

Da mein Vater bei den Verhören alles auf sich genommen hat, um mich vor diesem Furchtbaren zu bewahren, ließen sie [die ▶ Gestapo] schließlich von mir ab. Sie ließen mich jedoch ohne jegliche Barmittel zurück. Denn meinen Vater haben diese Bestien nach dreimonatiger Untersuchungshaft in der ▶ Großen Hamburger Straße in das ▶ KZ-Lager Sachsenhausen verschleppt. Während dieser Zeit habe ich ihn einmal sprechen können. Ich war erschüttert, wie schlecht er aussah. [...] Immer hatte ich das Bild meines Vaters vor Augen, welcher als alter Mann unschuldig dieser Grausamkeit ausgeliefert war. [...] Ich habe [...] alles

15 Erdenkliche versucht, meinem Vater zu helfen und ihn wieder diesen Klauen zu entreißen, aber diese Hunde kannten kein Erbarmen. Im Gegenteil, sie haben ihn noch weiter fort von uns in das ▶ KZ-Lager Bergen-Belsen gebracht, von wo aus er nicht schreiben durfte und wir ihm keine Lebensmittel zukommen lassen konnten. Dies war für mich besonders bitter. Die Todesnachricht war für mich der schwerste Schlag, den diese Henker mir versetzen konnten. Sie haben den Keim zur unerbittlichen Vergeltung in mein Herz gelegt.

Quelle: Lebenslauf vom Juli 1945; Landesarchiv Berlin, C Rep. 118-01, Nr. 7607.

Quelle 6 – Zeitungsartikel: „Das bisschen Leben, das wir haben“ (2002)

Vera war 13, als August Sapandowski begann, jüdische Bekannte zu verstecken. Wenn sie mittags vom Wilmersdorfer Bettina-von Arnim-Gymnasium in die Wohnung in der Schrammstraße kam, saßen die Untergetauchten da mit ihrer Angst – und mit ihrem Hunger. Von zwei Lebensmittelkarten sechs Leute zu ernähren, sagt Vera Ipczynski, war nicht einfach. Sie bekam ein Pfund Spinat, streckte es mit Mehl und Wasser zu einer Suppe. Ganz allein mit ihrem Vater trug sie das große Geheimnis und die Gefahr. Ihre Mutter war 1941 an einer schweren Krankheit gestorben. [...] Manchmal brachte er [ihr Vater] Verfolgte mit, die ein paar Tage oder Wochen blieben. Eine junge Frau blieb länger. Elsbeth Orgler verliebte sich in Sapandowski. Vera hätte sie gern zur Mutter gehabt. [...]

20 Der letzte Gast, eine junge jüdische Frau, verriet ihr Versteck, und diesmal konnten die Retter nicht fliehen. Ihre beiden Bezugspersonen [August und Elsbeth] in Gestapo-Haft, im KZ, ihr grausamer Tod – es war für die inzwischen 15-jährige Vera kaum zu verkraften. Auch sie wurde fünf Tage lang eingesperrt, verhört, gequält. Sie sollte andere Helfer aus dem Netzwerk ihres Vaters verraten. Sie schwieg, kam frei und war wieder ganz auf sich gestellt. Vera überlebte einen Bombenangriff auf das Haus in der Schrammstraße, einen Selbstmordversuch, den Hunger der Nachkriegszeit. Rachegefühle gegenüber den Verrätern oder den Nazi-Schergen, die ihren Vater und seine Freundin umbrachten, seien ihr fremd, sagt sie: ‚Die Spirale der Gewalt muss ein Ende haben.‘

Quelle: Amory Burchard: „Das bisschen Leben, das wir haben, wollen wir einsetzen“, in: Der Tagesspiegel, 01.09.2002.

Quelle 7 – Formular: Todesbescheinigung von August Sapandowski
aus dem KZ Bergen-Belsen (1945)

Todesbescheinigung		Jahr 19 <u>45</u>
1. Vor- und Familiennamen: (bei Kindern unter 14 Jahren ist Beruf und Name der Eltern bzw. der unehelichen Mutter anzugeben)	August Sapandowski	
2. Geschlecht:	männlich — weiblich <input checked="" type="checkbox"/>	
3. Geburtstag und -Ort:	17.7.32	
4. Tag und Stunde des Todes:	10.3.45 8 ¹⁰ Uhr	
5. Beruf: (bei Ehefrauen des Mannes, bei Kindern des Vaters)		
6. Wohnung: (Ort, Straße, Hausnummer)		
7. Ort, Straße und Hausnummer, wo der Tod eingetreten ist:		
8. Tag und Stunde der Leichenbesichtigung:	10.3.45 11 ⁰⁰ Uhr	
9. Todesursache (auch Totgeburt) in deutscher Bezeichnung, evtl. unter Angabe der wissenschaftlichen Benennung: a) Grundfeldern? festgestellt vom behandelnden — nicht behandelnden Arzt oder laut Angabe der Angehörigen oder der sonstigen Umgebung	Kreislaufschwäche	
b) Begleitkrankheiten? festgestellt vom behandelnden — nicht behandelnden Arzt oder laut Angabe der Angehörigen oder der sonstigen Umgebung		
c. Nachfolgende Krankheiten? festgestellt vom behandelnden — nicht behandelnden Arzt oder laut Angabe der Angehörigen oder der sonstigen Umgebung		
d) Welches der vorgenannten Laiden hat den Tod unmittelbar herbeigeführt? festgestellt vom behandelnden — nicht behandelnden Arzt oder laut Angabe der Angehörigen oder der sonstigen Umgebung <small>(Bei gewissen Todesfällen — Selbstmord — Mord — Totschlag — Vergiftung — sind besondere genaue Einzelangaben erforderlich)</small>	Kreislaufschwäche	
C. 231. Ärztliche Todesbescheinigung. Nachdruck verboten! Verlag für Staatswesen O. u. S. S., Berlin SW 61, Gluckauer Str. 100, Straß		
a) Name des behandelnden Arztes: (leserblich)	Dr. med. ...	
f) Etwaige Behandlung durch einen Nichtarzt und durch wen:	keine	
10. Sind Anzeichen einer ansteckenden Krankheit vorhanden und welche?	nein	
11. Sind Anzeichen eines unnatürlichen Todes vorhanden und welche?	nein	
12. Bei Kindern unter 1 Jahr a) Art der Ernährung: b) ob in fremder Pflege: c) wenn b) bejaht wird, bei wem? d) Sind Anzeichen einer schweren Vernachlässigung vorhanden?	a) Muttermilch, Ammenmilch, Tiermilch b) Nein — Ja c) d) Nein — Ja	
13. Ist der — die — Verstorbene a) von dem unterzeichneten Arzt behandelt worden? b) oder ihm bekannt gewesen? c) evtl. von wem ist die Persönlichkeit festgestellt?	a) Ja — Nein b) Ja — Nein c)	
14. Ist Beschleunigung der Bestattung erforderlich?		
15. Wird Überführung in die Leichhalle oder in eine andere Ortschaft beantragt? Evtl. wohin?		
Gegen die Bestattung — auch vor Ablauf von 48 Stunden — liegen ärztlicherseits Bedenken nicht vor.		
 Der Lagerarzt Aufenthaltslager Bergen-Belsen		
<p>Zur Beachtung! Jeder Sterbefall (auch Totgeburt) — ist spätestens am folgenden Werktag dem Standesbeamten, in dessen Bezirk der Tod eingetreten ist, anzuzeigen. Zur Anzeige sind verpflichtet a) das Familienhaupt, d. h. der Haushaltsvorstand; b) derjenige, in dessen Wohnung sich der Sterbefall ereignet hat; c) jede Person, die bei dem Tode zugegen war oder von dem Sterbefall aus eigener Wissenschaft unterrichtet ist. Der Anzeigende muß einen amtlichen Ausweis über seine Person vorlegen. — Bei der Anzeige des Sterbefalles soll der Anzeigende die Geburtsurkunde des Verstorbenen, falls er verheiratet war, auch seine Heiratsurkunde (ordnungsgemäßes Familienstammbuch) vorlegen. Er hat ferner anzugeben: des Verstorbenen Beruf, Religion, Familienstand, Kinder (Namen und Alter), ob der Verstorbene Rentner bezogen hat, ob er ein Testament hinterlassen hat (evtl. Höhe des Nachlasses), wo sich das Testament befindet und wer als Testamentvollstrecker eingesetzt ist, ob er Inhaber von Orden gewesen ist. Findet eine amtliche Ermittlung über den Sterbefall statt, so darf nur die Ortspolizeibehörde den Sterbefall schriftlich anzeigen (§ 23 DA).</p>		

Quelle 8 – Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem: Ehrung von August Sapandowski



ND	FLEISCHER EMIL & DAUGHTER GABRIELE HOEFLER JOSEF & ELIESE HULLENHAGEN STEPHANIE LANDMANN OTTO MEIER LUISE	HOUG HOUG HOUG
& ANNA R	MENSCHING WILHELM MOSER RICHARD PAUSELIUS FELICIA ROSEMANN SELMA SAPANDOWSKI AUGUST STOCKMAR HANS STRINDBERG FRIEDRICH & UTJE	GE
IA	2002	RUF / SCHM SCHR SEEB DAI STRO WEILE WEND ZENK
	ANDREAS FRIEDRICH RUTH	FEILE GILLE GROS HAVEI HOLZ JUENI
&	HARICH ANNE-LISE HEINZMANN EMIL & PAULA HOERNER OTTO KRAENZ WILLY LEIKAM ALFRED LEISSNER AUGUSTE SCHNEIDER DOROTHEA & DAUGHTER CHRISTA SIEMSEN GERTIE SYMANOWSKI HORST & ISOLDE WALDHELM FRITZ & EMMA &	



Arbeitsaufträge

Gruppenarbeit

Gruppe 1 – der Retter

- Stellt Vermutungen darüber an, warum August Sapandowski trotz der Gefahr Verfolgten geholfen hat.
- Untersucht dafür die biografischen Angaben und die Quellen 1, 2 und 3 und nennt eure Vermutungen in Kurzform (Möglichkeit Binnendifferenzierung durch die Lektüre des englischsprachigen Textes Quelle 3a).

Gruppe 2 – die Gefahren im Untergrund

- Nennt die Vorsichtsmaßnahmen von Lotte und Herbert A. Strauss, die sie vor der Verhaftung schützen sollten (Quellen 3, 4).
- Das Leben im Versteck: Beschreibt, was Herbert A. Strauss und seiner Frau im Vergleich zu einem alltäglichen Leben in Normalität alles fehlte.
- Nach acht Monaten im Untergrund konnten die beiden in die Schweiz fliehen. Stellt Vermutungen an, welche Hilfen von anderen sie vermutlich für ihre Flucht benötigten?

Gruppe 3 – Vater und Tochter

- Untersucht Veras Beschreibung über die Rettung von 1945 (Quelle 5) und den Zeitungsartikel von 2002 (Quelle 6). Erklärt die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten und beurteilt diese.
- August Sapandowski hat Verfolgten geholfen und damit aber auch seine minderjährige Tochter in Gefahr gebracht. Nehmt Stellung zu der Frage, ob er verantwortlich gehandelt hat.

Diskussion im Plenum

Nach dem Krieg äußerten viele Deutsche: „Man konnte Verfolgten nicht helfen, weil man selbst ja gefährdet war.“ Diskutiert und prüft diese These am Beispiel des Falls von August Sapandowski.

Wahlaufgaben

- Historikerinnen und Historiker gewinnen ihre Erkenntnisse in erster Linie aus historischen Quellen, also Bildern, Texten oder Gegenständen aus der Zeit, die sie untersuchen. Wähle aus den Fotos zu den Biografien und der Quelle 7 aus, analysiere diese und arbeite heraus, was Historikerinnen und Historiker aus diesen Quellen erfahren können und worüber diese nicht Auskunft geben.
- Die Perspektive von Menschen auf die Vergangenheit ist unterschiedlich. Arbeite aus Quelle 1 und Quelle 3 die unterschiedlichen Perspektiven von Lotte Strauss und Herbert A. Strauss auf ihren Retter heraus.

Weiterführende Aufgaben

- Schreibe einen Artikel (für die Website der Schule, für die Schülerzeitung ...), in dem du das Handeln von August Sapandowski beschreibst und deine begründete Meinung dazu äusserst. Du kannst dafür auch den Artikel auf Seite 223–240 in einem Buch nutzen, welches du über folgenden Link findest: http://beate-kosmala.de/pdfdaten/solidaritaet_und_hilfe_bd5.pdf (06.10.2012).
- Begründet in einem Antrag an das (Bezirks-)Parlament, warum für August Sapandowski eine Gedenktafel an seinem Wohnhaus/seiner Werkstatt angebracht werden sollte.
- Für die Erforschung der Geschichte von August Sapandowski werden verschiedene Quellen genutzt. Persönliche Erinnerungen von Beteiligten, Texte, Formulare und Fotos aus der Zeit, in der die Geschichte spielt, Fotografie von heute etc. Nenne die Vor- und die Nachteile der jeweiligen Quelle für einen Forscher und begründe, wie du als Forscherin oder Forscher vorgehen würdest.



Literatur

Förderverein Blindes Vertrauen e.V./Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hrsg.): Dem Leben hinterher – Fluchtorte jüdischer Versteckter, Berlin 2010, S. 96 ff.

Christoph Hamann: „Er besaß den Eifer eines wahren Gläubigen“. August Sapandowski (1882–1945), ein Retter von Juden in Berlin, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.): Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945, Berlin 2002, S. 223–240.

Herbert A. Strauss: Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943, Berlin 1999.

Lotte Strauss: Über den grünen Hügel. Erinnerungen an Deutschland, Berlin 1997.

Flucht, Versteck und Rettung in die Schweiz



Biografische Angaben

Biografische Angaben:
Robert Eisenstädt (1919–1986)

Robert Eisenstädt wird 1919 in Frankfurt am Main als viertes Kind einer jüdischen Familie geboren, die nach dem Ersten Weltkrieg aus dem nun wieder französischen Elsass ausgewiesen worden ist. Eisenstädts lassen sich in Hanau nieder, wo zwei weitere Geschwister zur Welt kommen. Als kaufmännischer Angestellter kann der Vater die große Familie nur mühsam ernähren; 1936 stirbt er.

Nach dem Besuch der Volksschule absolviert Robert seit 1934 eine technische Lehre in einer Hanauer Gummischuhfabrik. Als die jüdischen Besitzer der Firma 1938 enteignet werden (► Arisierung), verliert der 19-Jährige seinen Arbeitsplatz.

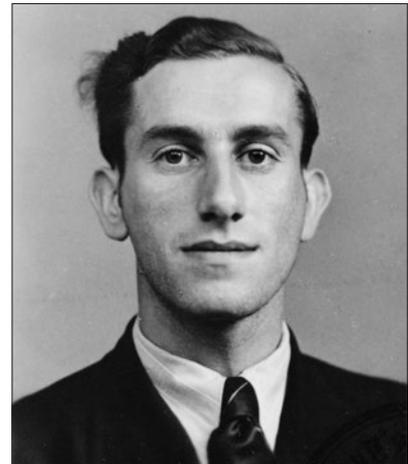
Im Zuge des ► Novemberpogroms 1938 wird Robert in Frankfurt festgenommen und zusammen mit zahlreichen jüdischen Männern in das ► Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar transportiert. Die brutale Behandlung der Häftlinge durch die SS ist eine traumatische Erfahrung. Nach der Entlassung im Dezember 1938 bemüht sich die Mutter für Robert und seine älteste Schwester um eine Fluchtmöglichkeit in die USA. Doch nur Hertha entkommt 1939 nach New York.

Robert wird mit seinem älteren Bruder Wilhelm bis Ende 1940 zum Straßenbau zwangsverpflichtet, danach in einer Frankfurter Matratzenfabrik. In diesem Betrieb lernt er die junge Jüdin Eva Müller kennen, mit der er sich verlobt. Robert will unter keinen Umständen erneut in ein KZ verschleppt werden. Bevor die ► Deportation seiner Familie befohlen wird, plant er mit Wilhelm und seiner Schwester Martha die Flucht in den Untergrund.

Als Roberts Bekannte, die ihn verstecken wollten, in letzter Minute absagen, geben auch Roberts Geschwister ihren Plan auf. Die 52-jährige Mutter Henriette Eisenstädt ist froh, dass ihre Kinder sie auf der Fahrt ins Ungewisse begleiten. Am 30. Mai 1942 wird sie mit fünf Kindern (Martha, Wilhelm, Robert, Rosa und Heinrich) und ihrem vierjährigen Enkel Heinz, dem Sohn von Martha, in ein Sammellager nach Kassel und von dort in das ► KZ Majdanek bei Lublin im besetzten Polen deportiert. Dort kommen Robert und Wilhelm, getrennt von der Familie, in ein Arbeitskommando. Die Brüder verabreden, gemeinsam aus dem Lager auszubrechen. Am 10. Juli 1942 gelingt Robert die Flucht, jedoch ohne Wilhelm. Unter großen Gefahren gelangt der entflohenen Häftling zunächst nach Breslau, von dort erreicht er unerkannt Frankfurt und die Wohnung von Eva Müller.



Eva Müller nach 1945 in der Schweiz



Robert Eisenstädt nach 1945
in der Schweiz

Diese verständigt ihren Arzt Dr. Fritz Kahl, der die Verletzungen des völlig Erschöpften behandelt. Als auch Eva die ► Deportation droht, will das Paar in die Schweiz entkommen. Auf Anraten von Dr. Kahl wird Eva Müller schwanger, in der Hoffnung, dass die Schweizer Grenzbehörden die Flüchtlinge wegen ihres Zustand nicht zurückweisen würden. Vor der Flucht versteckt sich Robert Eisenstädt Anfang 1943 etwa zehn Tage im Haus des Arztes und seiner Frau. Zusammen mit anderen Helfern planen Margarete und Fritz Kahl den Fluchtweg für die Verfolgten. Ende Februar 1943 gelingt es Robert Eisenstädt und Eva Müller, die Schweizer Grenze zu überwinden. Im Juli wird ihre Tochter Maria Adina in Basel geboren. 1947 emigriert die Familie nach New York.

Biografische Angaben: Fritz Kahl (1895–1974)



Familie Kahl vermutlich 1946

1895 in Sterbfritz im Spessart als Sohn eines evangelischen Geistlichen geboren, wächst Fritz Kahl in Frankfurt am Main auf. Er wird zwar streng und mit traditionellen Werten erzogen, gleichzeitig ist das Pfarrhaus seiner Eltern aber liberal und weltoffen: Der junge Kahl lernt dort jüdische Studenten kennen, die zur Untermiete wohnen. Nach dem Abitur wird er Soldat im Ersten Weltkrieg (1914–1918). Danach studiert er ab 1919 in Marburg Medizin. Wie viele andere junge Männer, die enttäuscht aus dem Krieg zurückgekehrt sind, interessiert sich der angehende Arzt für nationalsozialistische Ideen, doch spätestens seit 1932 lehnt er den Nationalsozialismus ab.

Um 1925 lässt sich Kahl als praktischer Arzt nieder. Er heiratet und bekommt mit seiner Frau Margarete drei Söhne und eine Tochter. 1938 zieht er mit

der Familie und der Praxis in ein stattliches Haus im Frankfurter Stadtteil Westend, das er mit seiner Frau erworben hat. Hier leben auch zahlreiche jüdische Familien. Kahls werden bald Anlaufstelle für bedrängte jüdische Bekannte und Nachbarn.

Zum Entsetzen der Familie Kahl wird ein enger Freund der Familie während des ► Novemberpogroms von der SA auf der Straße erschlagen.

Obwohl „arischen“ Medizinern die Behandlung jüdischer Kranker untersagt ist, lässt Dr. Kahl seine jüdischen Patientinnen und Patienten nicht im Stich. Zu ihnen gehören die beiden Schwestern Berta und Eva Müller. Da sie aus der Tschechoslowakei stammen, sind sie nach Beginn der ► Deportationen zunächst noch vor dem Abtransport geschützt. Im Herbst 1942 braucht Eva Müller aber dringend Hilfe. Sie versteckt ihren jüdischen Verlobten in ihrer Dachstube, nachdem dieser aus dem ► Konzentrationslager Majdanek in Polen entkommen ist. Mit Dr. Kahl, der die Rückenverletzungen des entflohenen Häftlings behandelt, heftet sie einen Fluchtplan in die Schweiz aus. Sie befürchtet, selbst bald den Deportationsbefehl zu bekommen. Der Arzt rät zu einer Schwangerschaft, da Eva Müller als werdende Mutter von den Schweizer Grenzbehörden nicht zurückgewiesen werde. In dieser Zeit, Ende 1942, erlebt Familie Kahl selbst einen Schicksalsschlag. Die kleine Tochter Renate stirbt nach einem tragischen Unfall im Haushalt.

Fritz Kahl ist mit Geistlichen der ► Bekennenden Kirche, Heinz Welke und Otto Fricke, eng befreundet. Sie sind in die Fluchtpläne eingeweiht und stehen ihm mit Rat und Tat zur Seite.

Als Eva Müller ein Kind erwartet, wird der Fluchttermin für den Februar 1943 festgelegt. Davor gewähren Margarete und Fritz Kahl dem verfolgten Eisenstäd in ihrem Hause Zuflucht.

Ende Februar erhalten Kahls eine unverfängliche Postkarte aus der Schweiz, der sie entnehmen können, dass die Flucht des jüdischen Paares geglückt ist. Kurz danach verstecken sie auch Eva Müllers Schwester Berta Müller für einige Wochen. Fritz Kahl besorgt ihr einen falschen Ausweis für die Flucht nach Wien, wo sie unerkannt überlebt.

Nach dem Krieg trennt sich Fritz Kahl von seiner Frau und geht eine neue Ehe ein. Margarete Kahl stirbt 1958 in Frankfurt am Main, Fritz Kahl 1974.

2006 werden sie von der israelischen ► Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem für ihren gemeinsamen Einsatz zur Rettung von Juden posthum als ► Gerechte unter den Völkern ausgezeichnet.



Soldat Hans Waider

Biografische Angaben: Hans Waider (1915–1944)

Hans Waider wird 1915 als Sohn des Diamantschleifers Fritz Waider und seiner Frau Lina in Hanau geboren. Später gehört er zum Freundeskreis der Geschwister Eisenstädt und ist mit Roberts Schwester Martha eng befreundet. 1938 bekommt das Paar einen Sohn. Hans Waider darf jedoch die Mutter seines Kindes nicht heiraten, weil diese Jüdin ist.

1941 wird Hans Waider als Soldat zur Luftwaffe eingezogen. Mit Martha hat er zuvor verabredet, dass sie sich mit dem kleinen Heinz im Gartenhaus seiner Eltern verstecken werde, wenn Gefahr droht.

Als im Mai 1942 ihre ▶ Deportation bevorsteht, verlässt Martha der Mut, sich zu verstecken. Sie schließt sich mit dem vierjährigen Heinz ihrer Mutter und den Geschwistern an. Ende Mai 1942, in Hans Waiders Abwesenheit, werden sie alle nach Lublin in Polen verschleppt und mit Ausnahme von Robert ermordet.

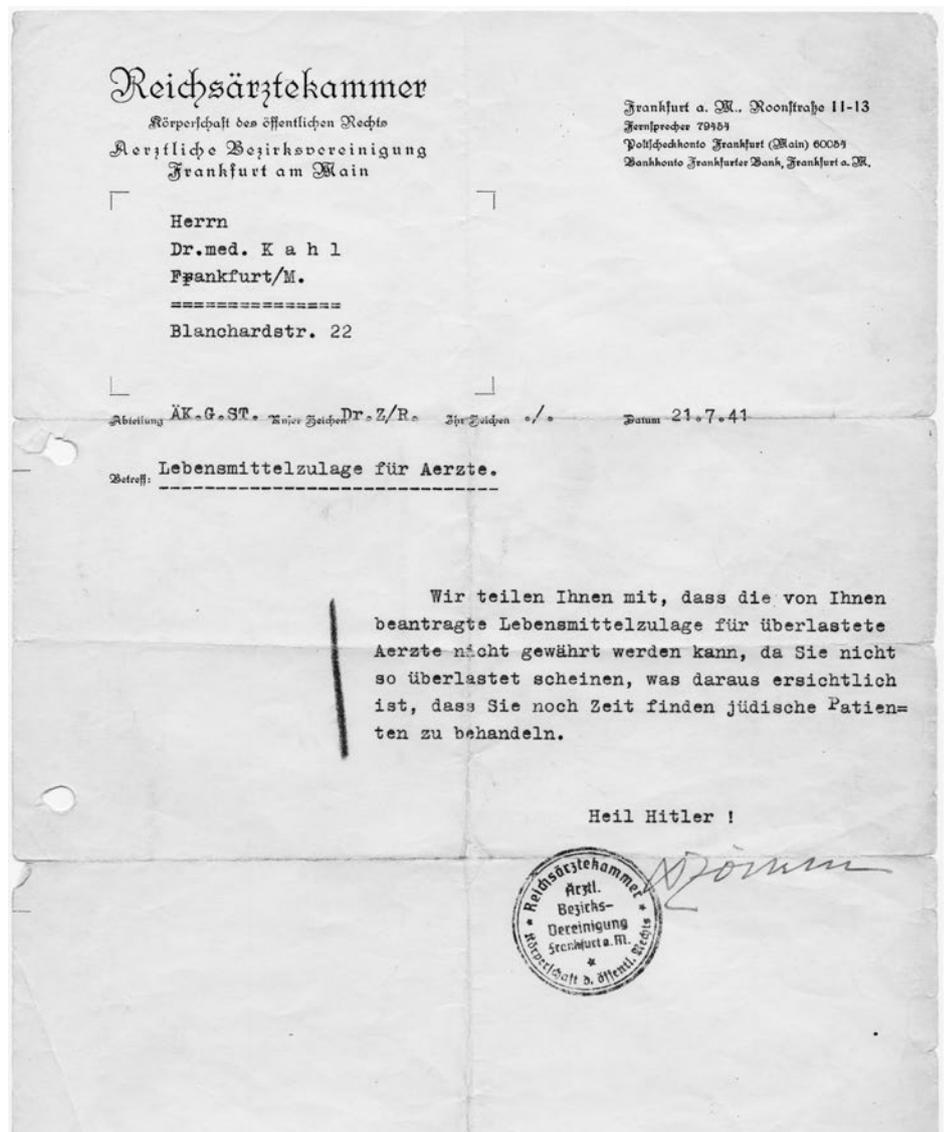
Hans Waider kommt im Dezember 1942 auf Heimaturlaub nach Hanau. Von seinem Schwager Robert Eisenstädt, der nach seiner Flucht aus dem ▶ Konzentrationslager Majdanek in Frankfurt und Hanau untergetaucht ist, erfährt er, dass sich Martha mit dem Kind nicht versteckt hat. Der Soldat ist er verzweifelt. Wenigstens Robert will er nun helfen. Er schenkt dem Verfolgten seine Lederstiefel und gibt ihm zu essen. In einem Wehrmachtbüro in Hanau stiehlt Waider den Ausweis eines Zivilangestellten, in den Robert Eisenstädt's Foto eingearbeitet wird. Danach muss Hans Waider zu seiner Einheit zurückkehren. Er hat den Krieg nicht überlebt.



Quellen

Quelle 1 –
Schreiben der
Reichsärztekammer
1941

Quelle: Schreiben der
Reichsärztekammer an
Dr. Fritz Kahl, 21.07.1941,
Original im Privatbesitz
von Eugen Kahl,
Archiv Gedenkstätte
Stille Helden.



Quelle 2 – Erinnerungen von Robert Eisenstädt, vermutlich 1970er Jahre

Lange bevor unsere Deportation Wirklichkeit wurde, planten meine Schwester Martha, mein Bruder Wilhelm und ich, uns an verschiedenen Orten zu verstecken. Martha und ihr kleiner Sohn Heinz wollten sich im Gartenhaus der Großeltern des Jungen am Stadtrand von Hanau verstecken. Mir gefiel diese Idee nicht, weil der Kamin rund um die Uhr rauchen müsste, um die Hütte warm zu halten. Im Sommer dort zu leben, war ideal. Das Gartenhaus war nett eingerichtet, hatte einen Ofen für Holzfeuer, eine Wasserpumpe draußen. Aber keine Elektrizität. Es gab zu viele Denunzianten, und ich hatte Angst, dass jemand die Gestapo alarmieren würde und alle verhaftet würden. [...]

15 Ich hatte vor, mich in der Matratzenfabrik von Freunden in Frankfurt zu verstecken. [...]

Einen Tag, bevor wir deportiert werden sollten, machte ich mich auf nach Frankfurt, um in der Fabrik, wo ich mich verstecken sollte, die letzten Vorbereitungen zu treffen. Tja, Herr und Frau Kraus hatten es sich aber anders überlegt. Eigentlich sollte ich mich in einem kleinen Verschlag direkt über der Fabrik verstecken, den man über eine Wendeltreppe erreichen konnte. Kein Wasser, keine Toilette. Ausschlaggebend war aber, dass die drei Jungen der Krauses älter wurden und die

Eltern nun fürchteten, dass einer von ihnen ausplaudern könnte, dass ich dort droben war.

30 Ich nahm es locker auf. Ich steckte ein paar Kleidungsstücke in meinen Rucksack und machte mich auf den Rückweg Richtung Bahnhof. In einiger Entfernung von der Fabrik tippte mir ein Mann auf die Schulter. Es war Willi Gentemann. Er war seit vielen Jahren Polizeiwachtmeister in Hanau. [...] Wir kannten ihn gut. Ich erzählte ihm nun von unseren Versteckplänen und dass die Krauses einen Rückzieher gemacht hatten. Herr Gentemann meinte, es sei verrückt, sich zu verstecken. Der Krieg würde noch lange dauern, die deutschen Städte würden ausradiert werden und es würde kaum mehr Lebensmittel geben.

45 Als ich zu Hause in Hanau ankam und Martha und Wilhelm erzählte, was geschehen war, sagten beide, wenn ich zur Deportation ginge, würden sie das auch tun.

50 Wir hatten schon vor längerer Zeit unserer Mutter gesagt, Martha, Wilhelm und ich hätten eine Möglichkeit, ins Ausland zu entkommen. Jetzt sagten wir ihr, dass wir alle mit ihr gehen würden, und sie war glücklich. Wir gingen alle zusammen in die Katastrophe.

Quelle: Robert Eisenstädt: *Erinnerungen*. Unveröffentlichtes Manuskript in englischer Sprache (30 S.), übersetzt von Beate Kosmala, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 3 – Erinnerungen von Robert Eisenstädt, vermutlich 1970er Jahre

Ich erreichte Frankfurt am 22. Juli 1942. Meine Verlobte Eva lebte in einer kleinen Wohnung unterm Dach. Ich wandte mein übliches Pfeifsignal an, bekam aber keine Antwort. Dann ging ich zur Wohnung ihrer Schwester und läutete. Sie machte die Tür auf und stand mit offenem Mund da. Das kann nicht wahr sein, sagte sie. Eva kam und fiel mir in die Arme, dann flossen die Tränen. Am meisten war mir daran gelegen zu besprechen, was wir

Robert Eisenstädt hatte keinen Strom in seinem Versteck.

20 In meiner Verzweiflung legte ich [aus Evas Wohnung] eine elektrische Leitung zu einem Verteilerkasten auf dem Speicher. Die Kochplatte gab mir dann etwas Wärme ab, und ich konnte das Essen, das Eva mir brachte, aufwärmen. Als ich eines Morgens gerade im Gehen war, hörte ich einen Streit im Stockwerk drunter. Ein Mann von einer Behörde befragte die Wohnungsinhaberin nach dem

10 als nächstens tun sollten, ohne ihre Sicherheit zu gefährden. Ich sollte mich in Evas Wohnung verstecken, und sie blieb bei ihrer Schwester. Beide kamen zu mir und brachten mir etwas von ihren knappen Lebensmittelrationen. Ich bekam einen totalen Zusammenbruch. Da bat ich Eva, sie solle sich an Dr. Kahl wenden, einen guten Freund von ihr. Er besuchte mich dann mehrmals spät abends, aber er konnte nur wenig für mich tun. [...]

30 übertriebenen Stromverbrauch. Ich entfernte die Leitung und wartete, bis die Stimmen verstummten. Jetzt bekam ich es mit der Angst zu tun.

Eines Tages versteckte ich mich in Dr. Kahls Haus. Frau Kahl ließ mich einige Male in ihrem Luftschutzkeller übernachten. Hier gab es immer etwas für mich zu essen. Dr. Kahl hatte Verbin-

35 dungen in die Schweiz. Eva und ich planten näm-
lich, möglichst bald in die Schweiz zu flüchten.
Dr. Kahl zog Informationen ein und fand heraus,
dass die Schweiz nicht in der Lage war, mehr
40 Flüchtlinge aufzunehmen, mit Ausnahme von
schwangeren Frauen oder Leuten mit kleinen
Kindern. [...] Als Evas Schwangerschaft deutlich
zu sehen war, mussten wir unseren Abgang ma-
chen.

Zusammen mit Eva fuhr ich nach Hanau, um mit
45 Hans' [Waiders] Eltern zu reden. Wir berichteten
von unserem Plan, in die Schweiz zu entkom-
men. Frau Waider hatte Verwandte im Schweizer
Grenzgebiet, und ich sollte dort hinfahren und
die Situation auskundschaften. Ich sollte mich
50 als Verwandter ausgeben. Ich fuhr also hin und

wurde wie ein besonderer Gast behandelt. Alle
drei Familienmitglieder gingen zur Arbeit, und
ich hatte jede Menge Zeit, um mit dem Bus an
die Grenze zu fahren. Was ich zu sehen bekam,
55 war nicht gerade aufmunternd: einen hohen Stacheldrahtzaun und viele Grenz-
wachen. Ich fuhr nach Frankfurt zurück und berichtete Eva und ih-
rer Schwester über diese Situation. Evas Schwest-
ter Berta sollte mit uns flüchten, änderte aber
60 ihre Meinung, als ihr klar wurde, dass die Sache
sehr riskant war. Eva und ich legten fest, am letz-
ten Sonntag im Februar 1943 über die Grenze zu
gehen. Ich ging noch zu Herrn Gentemann und
erzählte ihm von unserem Plan. Er hoffte, dass
65 wir es schaffen würden. Er gab mir eine Pistole
für den Fall, dass wir erwischt würden, damit wir
unser Leben schützen konnten.

Quelle: Robert Eisenstädt: *Erinnerungen*. Unveröffentlichtes Manuskript in englischer Sprache (30 S.), übersetzt von Beate Kosmala, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 4 – Fragebogen des Forschers Manfred Wolfson, ausgefüllt von Dr. Fritz Kahl, etwa 1966

MW: Was haben Sie denn damals gewusst über
die Dinge [Massenmord an den Juden]?

FK: Ich wusste alles, weil ich Patienten hatte,
die zum Teil Kommunisten, zum Teil aber auch
5 durchaus keine Kommunisten waren, aber das
Dritte Reich und sein Regime, das sich inzwi-
schen entartet hatte, hassten, die genau wuss-
ten, dass sie mir alles erzählen konnten. Ich

10 habe sogar im Krieg, es war zum ersten mal im
Jahr 1942, geheim aufgenommene Aufnahmen
gesehen von Massenexekutionen und habe au-
ßerdem mehrere Leute gesprochen, die in Kon-
zentrationenlagern gewesen sind, davon einige
in ► Majdanek, und mir soviel damals erzählten,
15 dass ich es ihnen zunächst kaum abgenommen
habe. Erst später merkte ich, dass es tatsächlich
die Wahrheit war.

Quelle: Nachlass Manfred Wolfson, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 5 – Die Deportation von Jüdinnen und Juden aus Hanau am 30. Mai 1942



Quelle 6 – Interview mit Eugen Kahl (geb. 1927), dem Sohn von Fritz Kahl

- EK:** Mit der ganzen Schulklasse, mit Ausnahme der halbjüdischen Schüler, die nicht mitdurften, sind wir in Zossenheim bei Frankfurt in einer Flakbatterie gewesen und hatten unterschiedliche Tätigkeiten dort. Einige waren an den Geschützen, ein Freund von mir und ich, wir waren die sogenannten B4's, wir haben also an einem Kommandogerät gearbeitet, das war so ein Vorläufer von den heutigen Computern. [...] In dieser Zeit in der Flak waren wir, wie gesagt, mit allen Klassenkameraden zusammen, und in unserer Klasse – wir waren im humanistischen Lessing-Gymnasium – war ein einziger Nazi. Das wussten wir, der war Fähnleinführer und war sehr stolz auf seine entsprechende Auszeichnung. [...]

I: Und eines Tages 1943 kamen Sie zurück von der Flak, um das Wochenende zu Hause zu verbringen?

- EK:** Das muss am Wochenende gewesen sein. [...] Und im vierten Stock oben war eben da die Mansarde. Ich weiß nicht, was ich auf der Mansarde suchte, komme die Treppe rauf zur Mansarde und sehe auf einmal eine Gestalt verschwin-



Eugen Kahl, 16 Jahre, im Hemd der HJ, 1943

- den hinter einem Lichtschacht, der in diesem Haus die unteren Stockwerke von oben beleuchtete, und hinter diesem Lichtschacht war ein klei-

30 ner Verschlag. Ich habe dann nicht nachgesehen, was da war, sondern habe die Eltern gefragt: Da oben wohnt doch jemand? Da oben ist jemand. Und dann hat mein Vater mich eingeweiht, dass zur Zeit ein Flüchtling, ein jüdischer Flüchtling untergetaucht sei bei uns, den er dort versteckt, der aus Majdanek entflohen war. [...]

35 I: Fühlten Sie sich da gegenüber Ihren Flakkameraden als Außenseiter mit dem Wissen, was Ihre Eltern tun?

40 EK: Als Außenseiter sicher nicht, aber ich war von meinem Vater eindringlich darauf hingewiesen worden, keinem Menschen überhaupt ein Wort davon zu sagen. Und das ist erst später gewesen, da ich mich ganz genau dran erinnere. Ich weiß jetzt nicht wie viel später, es muss im Frühjahr '44 gewesen sein, dass wir uns [unterhielten] –
45 wir saßen ja bei der Flak dann oft in Erdbunkern auch während eines Fliegeralarms, wo man dann allein war in solch einem Erdbunker oder sich allein fühlte. Ich mit zwei aus meiner Klasse, die ich persönlich besonders kannte und mochte und mit denen wir auch oft schon politische Gespräche über den weiteren Verlauf des Krieges ge-
50

55 führt hatten. Wir sprachen damals auch über die Möglichkeiten, wie wir selber mithelfen konnten, den Krieg dadurch zu beenden, dass man Hitler beseitigte. Was uns allerdings bald klar war, dass wir keinerlei Chancen hatten. Das einzige, was wir uns dann gegenseitig versprochen haben, dass wir so bald wie möglich, falls wir eingezogen werden, zu den Amerikanern überlaufen würden.

60 Wobei allerdings die Zeit in Frankfurt bei der Flak für uns doch als Selbstverteidigung auch wieder sinnvoll schien. Kurzum, mit diesen beiden habe ich da in diesem Erdbunker gesessen und hab ihnen gegenüber angedeutet, dass ich wusste, dass die Gerüchte, die man über Massenvernichtung von Juden [hörte], all die nach dem Osten deportierten Juden, dass die dort nicht weiter leben könnten [...], sondern dass sie umgebracht würden, dass ich jetzt wusste, ohne Namensnennung, dass das wahr sei. Woraufhin beide nur bestätigten: Ja, sie hätten auch so etwas gehört. Aber das war eben das Einzige, was wir uns gegenseitig anvertraut haben. Also Einzelheiten mit Sicherheit nicht. Schon allein, um die Eltern nicht zu gefährden.
75

Quelle: Beate Kosmala: Interview mit Eugen Kahl, Berlin 19.12.2011, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.



Arbeitsaufträge

Die Familien und ihre Verbindung miteinander

- Nennt die beteiligten Personen bei der Rettung von Robert und Eva Eisenstädt, indem ihr die Tabelle unten ausfüllt. (Biografische Angaben Robert Eisenstädt, Fritz Kahl, Hans Waider)
- Markiert mit verschiedenen Farben, welche der Personen von den Nationalsozialisten ermordet wurden und welche den Krieg überlebten.

	Familie Waider		Familie Eisenstädt				Familie Müller		Familie Kahl		
Generation der Eltern							—				
Roberts Generation											
Deren Kinder				—			—		—		

Gruppenarbeit

Gruppe 1 – Schwierigkeiten und Gefahren für die Helfer und die Versteckten

- Formuliert, was das Schreiben der Reichsärztekammer (Quelle 1) über den Arzt Dr. Fritz Kahl aussagt.
- Untersucht die Erinnerungen von Robert Eisenstädt (Quelle 2 und 3) und weist nach, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren Untergetauchte und Helfer zu kämpfen hatten. Zeigt dies auch am Beispiel des Soldaten Hans Waider.
- Beschreibt und bewertet die Absage der Hilfe des Ehepaares Kraus (Quelle 2).
- Arbeitet heraus, warum die Familie Eisenstädt beschließt, sich gemeinsam deportieren zu lassen (Quelle 2).

Gruppe 2 – Die Familie Kahl und ihre Motive für die Rettung

- Untersucht die biografischen Angaben zu Fritz Kahl und stelle Vermutungen an, warum er sich entschlossen hat, Verfolgten zu helfen.
- Eugen Kahl war zur Zeit der Rettung von Robert Eisenstädt und Eva Müller 16 Jahre alt. Beschreibt und charakterisiert seine Jugend im Krieg (Quelle 6).

Gruppe 3 – Kenntnisse der Deutschen über den Holocaust

Nach 1945 sagte die Mehrheit der Deutschen, sie habe vom Holocaust nichts gewusst.

- Analysiert die Fotografie aus Hanau, die Aussagen von Fritz Kahl und die Erinnerungen seines Sohnes (Quelle 4, 5 und 6).
- Diskutiert diese These und formuliert eure eigene Meinung dazu.



Literatur und Links

Petra Bonavita: Bockenheimer Netzwerk, in: Dies.: Mit falschem Pass und Zyankali. Retter und Gerettete aus Frankfurt am Main in der NS-Zeit, Stuttgart 2009, S. 11–50.

Beate Kosmala: Robert Eisenstädt's Flucht aus dem KZ Majdanek. Über Frankfurt am Main in die Schweiz, in: Wolfgang Benz (Hrsg.): Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer, München 2003, S. 113–130.

Beate Kosmala und Revital Ludewig-Kedmi: Rettung eines Flüchtlings aus Majdanek: Margarete und Fritz Kahl, in: Dies. und Revital Ludewig-Kedmi: Verbotene Hilfe. Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust, mit CD-ROM und Audio-CD, Zürich und Donauwörth 2003.

www.gedenkstaette-stille-helden.de

	Familie Waider		Familie Eisenstädt					Familie Müller		Familie Kahl		
Generation der Eltern	Fritz	Lina	Henriette E.		Vater E.			?		Fritz	Margarete	
Roberts Generation	Hans ∞		Martha	Rosa	Wilhelm	Heinrich	Robert	∞Eva	Berta	Eugen	Bruder	Bruder
Deren Kinder	Heinz		Heinz				Adina					

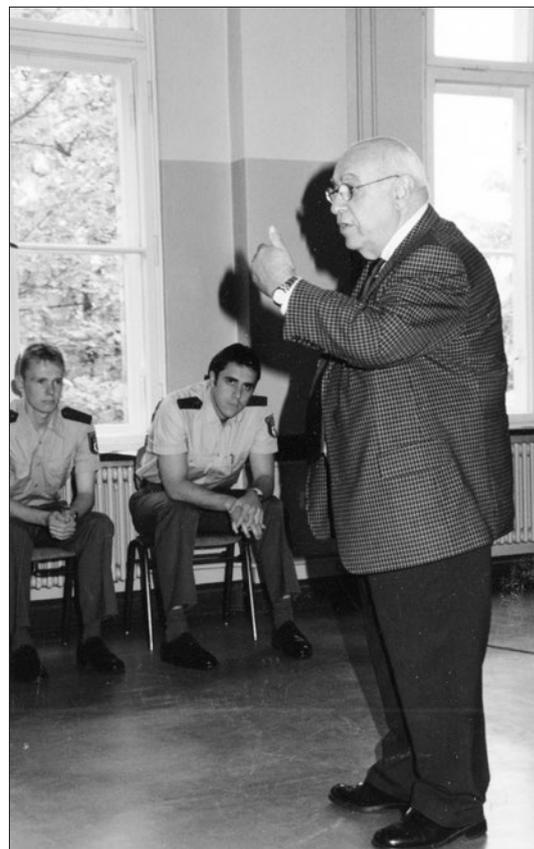
Deutscher, Jude, Türke?



Biografische Angaben

Biografische Angaben: Isaak Behar (1923–2011)

Isaak Behar kommt 1923 als Sohn von Nissim und Lea Behar in Berlin zur Welt. Seine Eltern sind Juden aus Konstantinopel, die sich 1916 als „Gastarbeiter“ in der deutschen Hauptstadt niedergelassen haben. Isaak hat zwei Schwestern, die sieben Jahre ältere Alegrina und die drei Jahre ältere Jeanne. Der Vater arbeitet als Teppichstopfer im Geschäft seines Bruders (Cohen & Behar Orientteppiche) in der Charlottenburger Kantstraße 160, wo die Familie auch wohnt. 1936 eröffnet er mit Partnern ein eigenes Teppichgeschäft, ebenfalls in der Kantstraße (Nr. 154a). Die Familie bezieht dort eine größere Wohnung. Untereinander sprechen Behars ► Ladino, die Sprache der sephardischen Juden. Die Eltern können auch Türkisch, Deutsch dagegen kaum. Behars besuchen die Gottesdienste in der Synagoge des Israelitisch-Sephardischen Vereins in der Lützowstraße 111.



Isaak Behar als Zeitzeuge, um 2003



Isaak Behar (li.) mit seinem Cousin Albert im Jahr 1936

1930 wird Isaak Behar Schüler der staatlichen Volksschule in der Bleibtreustraße [heute Uhland-Grundschule]. Von 45 Klassenkameraden sind sieben jüdische Kinder. Seit 1933 verschärft sich der Ton von Lehrkräften und Schulkameraden gegenüber den jüdischen Schülerinnen und Schülern, jüdische Lehrer werden entlassen. Isaak wechselt 1936 auf die Privatschule von Dr. Leonore Goldschmidt, ein Gymnasium am Roseneck in Berlin-Wilmersdorf, das den Schulwechsel ins Ausland erleichtert. Nach dem ► Novemberpogrom 1938 wird die Schule geschlossen. Isaak Behar muss nun die ► Adass Jisroel Gemeindeschule im Siegmundshof besuchen.

1938 wird der Vater gezwungen, sein Geschäft aufzugeben (► Arisierung). Ab 1941 muss der 18-jährige Isaak Zwangsarbeit beim Gleisbau für die Deutsche Reichsbahn leisten, ab März 1942 in der Militärfärberei Bergmann in der Straße Alt Moabit. Am 13. Dezember 1942, einem Sonntag, werden Isaaks Eltern und Schwestern ohne Vorankündigung aus ihrer

Wohnung abgeführt und am folgenden Tag nach Riga deportiert. Isaak entgeht dem „Abholkommando“ der ► Gestapo, weil er bei dessen Ankunft gerade ohne den ► gelben Stern das Haus verlässt, um eine Freundin zu besuchen. Unmittelbar danach taucht er unter. Er kann zunächst bei Bekannten seiner Eltern, meist Jüdinnen und Juden mit ausländischem Pass, unterkommen, nächtigt aber auch in Kellerverliesen, einem Boot an der Havel und in der S-Bahn.

Dann wagt er es, Herrn Behrens, einen Meister in der Fa. Bergmann, der ihn anständig behandelt hat, anzurufen. Dieser vermittelt ihm eine Unterkunft bei Hans Koslowski, einem kommunistischen Arbeiter in Wedding. Dort bleibt Behar einige Monate. 1943 lernt der Untergetauchte Gertrud Hentschel kennen, die ihn bei sich im Horstweg 5 in Berlin-Charlottenburg versteckt. 1944 braucht Behar eine neue Unterkunft, weil seine Helferin von der Gestapo vorgeladen wird. Er findet bei Betty Krug, die er seit Ende 1943 kennt, Unterschlupf im Radduscher Weg 27 in Karolinenhof (Bezirk Treptow-Köpenick). Diese Helferin versorgt ihn auch mit Lebensmitteln.

1944 will Isaak Behar nach Prag flüchten, wird jedoch gefasst und zunächst im Polizeigefängnis am Alexanderplatz und nach etwa vier Wochen im ► Sammellager Große Hamburger Straße inhaftiert. Nach einem erneuten Fluchtversuch soll er deportiert werden. Als der Zug unweit von Berlin wegen eines Defekts anhalten muss, entkommt Behar und versteckt sich bis Mai 1945 erneut bei Betty Krug.

Isaak Behar ist der einzige Überlebende unter seinen Angehörigen. Er lebt nach Kriegsende im Westen Berlins und gründet eine Familie. Im fortgeschrittenen Alter steht er viele Jahre als Zeitzeuge zur Verfügung und berichtet über das Schicksal seiner Familie und seine Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs. 2011 stirbt er im Alter von 88 Jahren in Berlin.



Pass eines spanischen Marineoffiziers mit dem Foto von Isaak Behar (beschafft von Herrn Behrens)

Quellen

Quelle 1 – Autobiografie von Isaak Behar (um 2000)

Eines Tages, als ich [Anfang 1943] wieder einmal auf den eisigen Straßen herumstreifte, erspähte ich jemanden, den ich aus meinem vorigen Leben gut kannte. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Es war der Schreibwarenhändler aus der Kantstraße. Bei ihm hatte ich während meiner Schulzeit nicht nur Hefte und Stifte, sondern auch Aufkleber, Zinnsoldaten und Neujahrs- oder Osterkarten erworben. Jetzt ist alles aus, der verpfeift dich garantiert, dachte ich. Da ich nicht auf den verkehrsreichen Fahrdamm ausweichen konnte, ging ich mit leicht zitternden Knien weiter auf ihn

zu. Er grüßte mit einem verstehenden Lächeln in den Augen: Vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten, klopfte mir kurz freundschaftlich auf die Schulter und ging weiter. Mir fiel ein Stein vom Herzen, aber meine Beine fühlten sich noch eine ganze Weile sehr weich an. Wieder einer, der „nicht so“ war. Eine Begegnung, die mir Auftrieb und Lebensmut gab. Ich hatte nicht nur Glück gehabt, sondern eine Genugtuung davongetragen. Trotzdem mied ich fortan vorsichtshalber jene Gegend und beschloss, mich in weniger belebten Ecken der Stadt herumzutreiben.

Quelle: Isaak Behar: „Versprich mir, dass du am Leben bleibst“. Ein jüdisches Schicksal, München 2002, S. 112.

Quelle 2 – Autobiografie von Isaak Behar (um 2000)

Herr Behrens, Meister in der Fa. Bergmann, trägt ein Abzeichen der ► NSDAP. Dennoch hat er die jüdischen Zwangsarbeiter anständig behandelt.

In meiner Not fasste ich den Mut, Behrens in der Militärfärberei anzurufen. Ich betrat eine Telefonzelle und ließ mir von der Auskunft die Telefonnummer der Firma Bergmann geben. Es meldete sich: „Behrens“. Ich sagte: „Behar“. Dann hörte ich einen Augenblick gar nichts. Doch Behrens fing sich rasch und sagte leise und knapp: „18 Uhr. Normaluhr.“ Er hängt ein. [...]

Ich konnte das alles nicht fassen. Erst hatte ich befürchtet, Behrens würde gar nicht zu unserem Treffen erscheinen. Nun hatte er mir sogar eine Unterkunft besorgt. Aber was, wenn das eine Falle war? Ich verwarf den Gedanken sofort.

Quelle 3 – Autobiografie von Isaak Behars (um 2000)

Über seinen künftigen Helfer in Berlin-Wedding erfährt Isaak Behar durch Behrens:

- Der Mann soll Kommunist sein. Und bereit, alles zu tun, was gegen Hitler ist. [...] Ich machte mich also auf den Weg in die Maxstraße. Drei Treppen hoch im Hinterhaus fand ich eine Tür, neben der ein altes, ziemlich großes Namensschild hing: „Koslowski“. [...] Er musterte mich eingehend und winkte mich schließlich herein. Ich sah mir mein Gegenüber genauer an: Der Mann war blond, hager, mit eingefallenen Wangen. Seine hochgekrepelten Ärmel enthüllten muskulöse Arme. Er war mindestens einen Kopf größer als ich. Von der Tür trat man direkt in die Wohnstube. In die-
 5
 10
- ser ‚Ein-Stuben-Wohnung‘ gab es weder Korridor noch Toilette oder eine Küche. Wir setzten uns an den Tisch. Sehr fürsorglich brachte er etwas zu Trinken und zu Essen und sagte: „Stärk dich erst mal richtig. Ich heiße Hans.“ [...]
 15
- Im Vergleich mit dem Leben auf der Straße war meine neue Existenz ein Paradies. Ich hatte eine warme Stube, zu essen und eine Bezugsperson. Einen Menschen, dem ich trauen, mit dem ich mich unterhalten konnte.
 20

Zu Behar, der die Wohnung oft verlässt, sagt Koslowski eines Tages:

- „Tu mir einen Gefallen: Sei nicht so leichtsinnig wie bisher. Ich will nicht alles umsonst für dich riskiert und getan haben. Auch für mich muss das
 25
- Ganze einen Sinn haben. Denk nicht nur an dich, sondern auch an die, die dir helfen, Isaak, versprich mir, dass du am Leben bleibst.“
 30

Quelle: Isaak Behar: „Versprich mir, dass du am Leben bleibst“. Ein jüdisches Schicksal, München 2002, S. 121 und S. 125.

Quelle 4 – Eidesstattliche Versicherung (1953) von Betty Krug (*1909)

- Ich habe Herrn Isaak Behar etwa im Jahre 1943 kennengelernt. Ich wusste zunächst nicht, dass Herr Behar Jude ist. Später erzählte er mir, dass er sich als Jude versteckt halten und illegal leben musste. Etwa Ende 1943 habe ich Herrn Behar angeboten, ihn zu verstecken und zu beherbergen, und zwar stellte ich ihm mein Wochenendhäuschen in Karolinenhof [Schmöckwitz], Radduscher
 5
- Weg 27 zur Verfügung, wo er sich aufhalten konnte. Herr Behar hielt sich dort versteckt, bis die Russen einmarschierten. Er blieb dann später auch noch dort wohnen, bis er in Berlin eine Wohnung bekam. Polizeilich gemeldet war Herr Behar in Karolinenhof nicht. Ich weiß auch, dass er während seiner Versteckzeit keine Lebensmittelkarten erhalten hat.
 10
 15

Quelle: Eidesstattliche Erklärung von Betty Krug, Entschädigungsakte von Isaak Behar (Auszug), in: Unbesungene Helden, Akte Betty Krug, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 1204.

Quelle 5 – Erklärung von Isaak Behar (1954)

- Im Jahr 1944 muss es ruchbar gewesen sein, dass mich Fräulein Hentschel versteckt hielt, denn sie bekam eine Vorladung der Polizei, um Aufschluss über meinen Verbleib und meine Identität zu geben. Zu dieser Zeit kannte ich bereits Frau Betty Krug, [...] und zwar haben wir Frau Krug anlässlich einer Besorgung im Geschäft Elektro Eltona kennengelernt, da Fräulein Hentschel nach ihrer Ausbombung Lampen benötigte. Frau Krug war damals Leiterin der Firma Elektro Eltona, die ihrem geschiedenen Gatten gehörte. [...]
 5
 10
- Von Fräulein Hentschel bin ich, nachdem ich mich dort angesichts ihrer Vorladung nicht mehr sicher fühlte, zu Frau Krug gezogen, und zwar habe ich in dem Haus ihres geschiedenen Ehemannes, das am Rande Berlins in Karolinenhof, Radduscher Weg 27 liegt, versteckt gelebt. Hiervon hatte auch der Ehemann Kenntnis, der mich ebenfalls mit Lebensmitteln unterstützte.
 15

Quelle: Lebenslauf von Isaak Behar, Entschädigungsakte Isaak Behar (Auszug), in: Unbesungene Helden, Akte Betty Krug, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 1204.

Quelle 6 – Autobiografie Isaak Behars an die Situation des Kennenlernens (um 2000)

- Ein paar Tage darauf schlenderte ich am Kottbusser Damm in Kreuzberg entlang. [...] Schließlich blieb ich vor einem Elektroladen stehen. Im Schaufenster lag eine Taschenlampe. [...] Ich betrat den Laden. [...] Die Verkäuferin [Betty Krug], die mir entgegen kam, war gertenschlank, dabei äußerst wohl proportioniert und hatte brünettes Haar.
- Nach weiteren Begegnungen:*
- Betty fragte mich, ob ich noch Lust hätte, bei ihr eine Tasse Kaffee zu trinken. Sie hätte auch einen Kuchen gebacken. Diese Frage empfand ich als absolut überflüssig, da ich sie bereits den ganzen Abend lang sehnsüchtig und verliebt betrachtet hatte. Wir fuhren also zu ihrer Wohnung am Planufer in Kreuzberg. Die ehemals eheliche Dreizimmerwohnung war sehr komfortabel eingerichtet.
- Wir tranken Kaffee, aßen den im Krieg üblichen Klitschkuchen und verstanden uns prächtig. [...]
- Fortan sah ich Betty immer nur für kurze Zeit, die uns zur Verfügung stand. Um diese eine Stunde ganz für uns zu haben, trafen wir uns nicht mehr in ihrem Laden, sondern gleich vor ihrem Wohnhaus. Eines Tages fragte sie mich: „Sag mal Isaak, findest Du das eigentlich schön, wenn nach einer Stunde immer alles vorbei ist?“
- „Nein, aber was soll ich denn machen?“
„Beispielsweise zu mir ziehen.“
- Ich war begeistert. Der Gedanke, dass Betty sich damit in Gefahr bringen würde, kam mir nicht. Ich war verliebt und die Aussicht, ständig mit Betty zusammen sein zu können, war äußerst verlockend.

Quelle: Isaak Behar: „Versprich mir, dass du am Leben bleibst“. Ein jüdisches Schicksal, München 2002, S. 142.

Arbeitsaufträge

Biografie Isaak Behar

Nach dem Krieg stellt Isaak Behar in Berlin einen Antrag auf Wiedergutmachung.

- Lies die biografischen Angaben über Isaak Behar.
- Versuche, dich in die Situation Isaak Behars nach dem Krieg hineinzusetzen: Schreibe einen „Antrag auf Wiedergutmachung“, in dem du „deine“ Ansprüche begründest.
- Tragt eure „Anträge“ im Plenum vor und diskutiert diese.
- In seinen Erinnerungen schrieb Behar: „Mein Pass war türkisch, meine Mutter sprach Ladino (Judenspanisch), meine Religion jüdisch, meine Erziehung preußisch.“ Erörtert folgende Frage: War Isaak ein Türke, ein Jude, ein Deutscher oder alles auf einmal?

Die Helferinnen und Helfer

Mehrere Menschen haben Isaak Behar geholfen und so sein Überleben gesichert.

- Lies die Quellen 1, 2, 3 und 6.
- Beschreibe die unterschiedlichen Situationen, in denen Behar seinen Retterinnen und Rettern begegnet.
- Beschreibe ausgehend von den Beispielen, wie die Hilfe für Verfolgte aussehen konnte. Stell Überlegungen an, welche weiteren Hilfen diese brauchten.
- Stell Vermutungen an, aus welchen Gründen die verschiedenen Helferinnen und Helfer Behar unterstützt haben.

Erinnerungen aus unterschiedlichen Zeiten

Über ihre erste Begegnung im Krieg berichten Isaak Behar und Betty Krug 1953, 1954 und 2002.

- Lies die Quellen 4, 5 und 6.
- Vergleiche die Berichte von 1953/54 mit denen von 2002 und benenne Gemeinsames und Unterschiedliches.
- Sucht Erklärungen für die unterschiedlichen Darstellungen und stellt Überlegungen an, wie eine professionelle Forscherin/ein professioneller Forscher am besten vorgehen sollte.

Wahlaufgaben

- Visualisieren: Entwerft ein Plakat, in dem ihr die Geschichte von Isaak Behar darstellt.
- Recherche im Internet: Sammelt und analysiert die Berichte über Behars Tätigkeit als Zeitzeuge nach 1945. Nutzt dabei auch den Film von Jana Oertel.

Weiterführende Aufgaben

- Gedenken: Vor dem letzten Wohnhaus der Familie Behar, in der Kantstraße 154a nahe dem Bahnhof Zoo, sind sogenannte Stolpersteine für Isaaks ermordete Eltern Lea und Nissim Behar sowie für seine ebenfalls ermordeten Schwestern Alegrina und Jeanne angebracht worden.

Informiert euch im Internet über das Projekt „Stolpersteine“.

Plant einen Besuch dieses Ortes und überlegt, wie ihr der Toten auf eine würdige Art gedenken könnt.



Literatur, Quellen, Links

Isaak Behar: Versprich mir, dass du am Leben bleibst. Ein jüdisches Schicksal, München 2002.

Eva Goebel: Isaak Behar: Deutscher – Jude – Türke – oder was? Didaktisches Material zu Thema Ausgrenzung und multiple Identität, siehe: www.hoerpol.de/deutsch/behar.pdf (19.12.2012).

Detlef David Kauschke: Isaak Behar ist tot. In: Jüdische Allgemeine, 27.04.2011, siehe: www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/10259.

Claudia Keller: Isaak Behar (Geb. 1923), in: Der Tagesspiegel, 12.05.2011, siehe: www.tagesspiegel.de/berlin/nachrufe/isaak-behar-geb-1923/4167066.html.

Christoph Kreutzmüller/Bjoern Weigel: Nissim Zacouto. Jüdischer Wunderknabe und türkischer Teppichgroßhändler (= Jüdische Miniaturen 10), Berlin 2010.

Jana Oertel: Ein jüdisches Schicksal. Das Leben des Isaak Behar, (Filmportrait, 25 Minuten), siehe: www.bpb.de/mediathek/750/ein-juedisches-schicksal-das-leben-des-isaak-behar?bst=12633 (19.12.2012).

Unbesungene Helden, Akte Betty Krug, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 1204.

Die Fabrik-Aktion 1943



Historische Information

Seit Ende des Jahres 1942 bereitete das „Judenreferat“ der Berliner Staatspolizeileitstelle den Abzug sämtlicher jüdischer Arbeitskräfte aus den Rüstungsbetrieben vor. Kurz nach dem 20. Februar 1943 leitete das ▶ Reichssicherheitshauptamt (RSHA) Befehle an die ▶ Gestapo, „schlagartig am 27.2.1943 bei Beginn der Arbeitszeit“ eine Razzia durchzuführen. Zu diesem Zeitpunkt lebten noch rund 27.000 jüdische Deutsche in Berlin (im Deutschen Reich 51.371). Die rund 11.000 Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter und ihre Angehörigen sollten während der „Großaktion Juden“ festgenommen und deportiert werden.

Am 27. und 28. Februar und in den Tagen danach spielten sich dramatische Deportationsszenen in Berlin ab. Die Gestapo wurde bei dieser Menschenjagd von Einheiten der Waffen-SS unterstützt. Rund 9000 Jüdinnen und Juden wurden an ihren Arbeitsplätzen, in ihren Wohnungen oder auf der Straße Opfer der Razzia, die nach dem Krieg Fabrik-Aktion genannt wurde. Die Menschen wurden in die Sammellager eingeliefert. (Neben den bereits bestehenden in der Großen Hamburger Straße 26 und der Synagoge Levetzowstraße waren drei weitere vorbereitet worden.) In der folgenden Woche wurden mehr als 7000 Jüdinnen und Juden in das ▶ Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Neben den bestehenden Sammellagern in der ▶ Großen Hamburger Straße 26 in Mitte und in der Synagoge in der Levetzowstraße in Tiergarten wurden drei weitere eingerichtet.

In den Sammellagern wurden dann etwa 2000 Personen, die Partner einer ▶ „Mischehe“ oder ▶ „Mischlinge 1. Grades“ waren, ausgesondert und in das Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde in der Rosenstraße 2-4 eingewiesen. In den folgenden Tagen versammelten sich ihre „arischen“ Angehörigen, überwiegend Frauen, in der Rosenstraße und forderten lautstark die Freilassung ihrer Ehepartner oder Kinder. Diese Demonstration wurde später als „Protest in der Rosenstraße“ bekannt. Die Insassen wurden in den folgenden Tagen nach und nach entlassen. Ob sie dies dem mutigen Protest ihrer Angehörigen zu verdanken hatten oder ob die in „Mischehe“ Lebenden und die „Mischlinge“ zu diesem Zeitpunkt nicht deportiert werden sollten, ist unter Historikern umstritten.

Obwohl Gestapo und Waffen-SS die Razzia rücksichtslos durchführten, konnten rund 4000 Frauen und Männer flüchten. Die Anordnungen des RSHA waren außer der Gestapo, der SS und der Schutzpolizei auch in der Arbeitsverwaltung und der Wehrmacht-Rüstungsinspektion sowie in den Firmen bekannt gewesen. In Berichten von Überlebenden finden sich immer wieder Hinweise, dass sie seit dem Jahresende 1942 Anzeichen für die bevorstehende Aktion beobachteten, was eine fieberhafte Suche nach Verstecken auslöste. Andere wurden noch in letzter Minute von „arischen“ Fabrikmeistern, Arbeiterinnen und Arbeitern und anderen gewarnt.



Quellen

Quelle 1 – Bericht von Wilhelm Daene (Berlin 1959)

Wilhelm Daene (1899–1981) gehört bis 1933 der SPD an und ist Gewerkschafter. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wird er verhaftet, 1934 wieder freigelassen. Seit 1935 arbeitet er in den Teves-Werken in Berlin-Wittenau in seinem erlernten Beruf als Dreher. Seit 1941 leitet er als Fabrikmeister die Abteilung, in der die jüdischen Zwangsarbeiterinnen beschäftigt sind. Zusammen mit seiner Frau Margarete versteckt er drei Jüdinnen in seinem Haus in Berlin-Tegel. 1944 wird er erneut verhaftet und vor dem Sondergericht des Hochverrats angeklagt, da er sich in einer betrieblichen Widerstandsgruppe betätigt hat. Weil man ihm nichts nachweisen kann, wird er freigesprochen.

Und nun kam der schlimmste aller Tage, die ich mit meinen Jüdinnen erlebt habe, der 27. Februar 1943. Gegen 10 Uhr besetzten starke SS-Einheiten das Werk von allen Seiten. Sie trieben meine Jüdinnen zusammen wie eine Schafherde und ver-
 luden sie auf Autos zur Deportation. Eine starke SS-Wache blieb zurück, um auch die Nachmittags- und die Nachtschicht abzufangen. In meiner Abteilung war ein einziger jüdischer Mann mit einer schweren Arbeit beschäftigt, die Frauen nicht verrichten konnten. Dieser mit Namen Felix Luxenburg, jetzt wohnhaft Berlin-Charlottenburg, Mommsenstr. 41, war bei der Besetzung des Werkes gerade in der Bedürfnisanstalt der Halle gewesen. Jetzt stand er plötzlich in der leeren Abteilung mit bleichem Gesicht vor mir. Die SS war sogar noch in der großen Werkshalle. Sie hatten ihn in dem Gewirr von Maschinen und Arbeitern nicht bemerkt. In der großen Werkshalle waren außer meiner Abteilung noch sieben andere Abteilungen untergebracht. Schnell ließ ich ihn hinter einen offenstehenden Torflügel treten und veranlasste ihn, sein Judenabzeichen von seiner Kleidung zu entfernen. Dann schickte ich ihn sofort wieder zur Toilette und schärfte ihm ein, sie nicht vor der Nacht zu verlassen. Er riegelte sich ein. Von außen brachte ich an der Tür ein Schild an: „Außer Betrieb“. Das war nichts Ungewöhnliches, denn von den vielen einzelnen Zellen waren immer welche außer Betrieb. Lange vor Schichtwechsel schickte ich eine meiner „arischen“ Vorarbeiterinnen, Frau Emma Rüger, Berlin, Drontheimerstr. 20, nach dem



Wilhelm Daene am 4. Juni 1944, kurz vor seiner Verhaftung

Bahnhof Wittenau Nord. Sie sollte die ankommenden Jüdinnen der Nachmittagsschicht warnen, ins Werk zu kommen, und damit der SS in die Hände zu laufen. Es kamen nur einzelne die meisten waren von der SS schon in ihren Wohnungen und auf den Straßen weggefangen worden. Ich bin an diesem Tage bis zur Nacht im Betriebe geblieben. Zur Nachtschicht kam nur noch eine alte jüdische Frau. Sie war von meiner Vorarbeiterin [vom Nachmittag], Frau Heinrich [...] gewarnt worden, in das Werk zu gehen. Aber sie war der Verfolgung müde, sie hatte gesagt, dass ihr Mann schon vor Monaten abgeholt worden wäre. Nun wollte sie ihm folgen. Das war dann noch die einzige Beute, die die SS von der Nachtschicht machen konnte. Um 22.30 Uhr rückten die Banditen ab. Gegen Mitternacht ging Felix Luxenburg über den Werkzaun. Ich hatte ihn gefragt, ob er eine Zuflucht hätte und als er bejahte, mich mit ihm für später verabredet. Ich habe mich mehrmals mit ihm getroffen und ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Er wollte so gerne von mir einen Militärpass haben, aber das war eines von den Dingen, die ich nicht besorgen konnte. [...] Nachdem meine Jüdinnen von der SS verschleppt worden waren, erhielt ich polnische Arbeitskräfte, und es hat Monate gedauert, ehe die Abteilung wieder einigermaßen funktionierte.



Felix Luxenburg (1896–1969) überlebt in der Illegalität.

Quelle: Wilhelm Daene: Brief an Kurt Grossmann, in: Akte Unbesungene Helden, Wilhelm Daene, Landesarchiv Berlin, B Rep. 078, Nr. 1030.

Quelle 2 – Bericht von Lola Alexander (1950er Jahre)



Lola Alexander (re.) mit Ursula Finke, einer anderen bei Daene versteckten Jüdin, Sommer 1945

Lola Alexander (1907–1965) ist von Beruf Schneiderin. Sie überlebt die Verfolgungszeit u. a. im Versteck bei Wilhelm und Margarete Daene. Nach dem Krieg eröffnet sie in Berlin (Ost) ein Modeatelier.

- Meine Schwester und ich waren in Rüstungsfabriken tätig. Mein Abteilungsmeister [Wilhelm Daene] bei der „Deutschen Hydraulik- und Präzisionswerke Alfred Teves GmbH“ in Berlin-Wittenau, der die jüdische Abteilung unter sich hatte, war ein fabelhafter Mensch. [...] Ende Januar 1943 kam er zu mir und fragte mich, ob ich evtl. untertauchen möchte. Er machte mir klar, dass es nicht mehr allzu lange dauern könne, bis alle Juden evakuiert werden würden. Er könne es nicht mit ansehen, wie täglich Juden abgeholt werden. [...] Da ich ja nichts zu verlieren hatte, sagte ich natürlich zu, mit der Bitte, wenn möglich auch für meine Schwester etwas zu tun, was er sofort bejahte. [...] Am 7. Februar ging ich in die Illegalität.

Quelle: Lola Alexander: Bericht für die Wiener Library, 02/430, Archiv Yad Vashem Jerusalem.

Quelle 3 – Bericht von Edith Rosenthal (vermutlich Herbst 1945)

Edith Rosenthal (1906–1985) erlebt eine Odyssee durch zahlreiche Verstecke. Später zieht sie zu ihren Töchtern nach Israel. Ihr Mann wurde in Auschwitz ermordet. Familie Rosenthal war mit Familie Hopp befreundet (vgl. Foto S. 43).

- In die Fabrik kamen Französinen, Polinnen, Ukrainerinnen und russische Frauen, die wir [jüdische Zwangsarbeiterinnen] anlernen mussten. Ich habe Punkte geschweißt, gelötet, gespult, die arischen Vorarbeiterinnen waren nicht fähig, die Ausländerinnen anzulernen. Es war auch nicht einfach, da wir uns gegenseitig nicht verstanden haben, aber mit viel Geduld schafften wir es, unsere Nachfolger gut einzuarbeiten, damit wir dann später vergast werden konnten. [...] So war ich am Donnerstag, den 25.2.43 durch das Anlernen so fertig, dass ich meinen Meister um zwei Tage Urlaub bat. Er war mit mir zufrieden, nie fehlte ich, tat, was ich musste, ohne zu murren, er war überhaupt gut und bewilligte mir zwei Tage

- Urlaub. [...] [Dann kam] der 27.2.1943. Alle wurden aus den Fabriken abgeholt, in Sammelstellen gebracht, abtransportiert und – mir ist ganz schlecht, wenn ich an all die armen Menschen denke, 15.000 an einem Tage abgeholt. [...] Ich wartete, wartete, wartete, und keiner kam nach Hause. [...]

Edith Rosenthal erfuhr durch einen Bekannten von der Aktion.

- Ich traf einen jüdischen Ordner, der mir sagte, wenn Sie ein Versteck haben, nur weg. Sie kommen mit ihrem Mann doch nicht mehr zusammen, Eheleute werden getrennt fortgeschickt.

Quelle: Edith Rosenthal: Aufzeichnungen, Berlin, vermutlich Ende 1945, Archiv Gedenkstätte Stille Helden.

Quelle 4 – Bericht von Siegfried Cohn (1950er Jahre)

- Es ist der 27. Februar 1943. Ein klarer, milder Wintertag. Ich bin auf dem Wege zu meiner Zwangsarbeitsstätte bei Osram, Helmstedter Straße. Die Arbeitszeit beginnt um 7.00 Uhr. [...] Plötzlich kommt ein arischer Arbeiter zu mir und flüstert mir zu: „Du, ihr werdet jetzt alle abgeholt, die Gestapo ist im Hause!“ [...] Als ich nach oben komme, bemerke ich ein unruhiges Hin- und Herlaufen, und als ich einen Arbeitskollegen, einen früheren Amtsgerichtsrat, frage, was los ist, sagt er mir, dass alle Juden ihre persönlichen Sachen nehmen sollen und sich unten im Parterre im Casino zu versammeln haben. [...] Dort sitzen an einem Tisch mehrere Herren (Gestapo-Beamte), und eine Anzahl SS-Leute läuft hin und her. Nachdem alle Zwangsarbeiter, Frauen und Männer, in diesem Raum versammelt sind, die Zahl beträgt,
- 20 wenn ich mich recht entsinne, 150 bis 200 Personen, wird jeder einzelne aufgerufen und leibesvisitiert. Bei dieser Gelegenheit nimmt man mir ein Taschenmesser ab und bringt uns zu zwei großen, auf dem Hof befindlichen Lastkraftwagen, und dann fahren die vollbesetzten Wagen [...] nach einer Kaserne in Moabit.
- 25 Dort werden die in Mischehe Lebenden von den in volljüdischer Ehe Lebenden getrennt. Wir, die in Mischehe Lebenden, bekommen einen weißen Zettel umgehängt, während die in volljüdischer Ehe von dort aus gleich den Weg in das Konzentrationslager anzutreten haben. Wir mit Karten Markierten werden wieder auf Lastautos geladen und von dort nach der Rosenstraße befördert.
- 30

Quelle: Siegfried Cohn: Demonstration „arischer“ Ehefrauen in Berlin, P IIIb, Nr. 860, Wiener Library.

Quelle 5 – Bericht von Kurt Lindenberg (April 1945)

Kurt Lindenberg (1920–1986) gelingt nach einiger Zeit in Berliner Verstecken im Herbst 1943 die Flucht nach Dänemark und dann weiter nach Schweden. Schon im April 1945 berichtet er dort über seine Erlebnisse.

- Am Morgen des 27.2.1943 stand ich, wie gewöhnlich, an meiner Drehbank in der Judenabteilung unserer Fabrik in der Leibnizstraße. (Diese Abteilung, die einstmals aus 25 Leuten plus einem arischen Meister bestanden hatte, war infolge der Deportation auf bloß noch neun Leute zusammengeschrumpft.) [...] Etwa gegen 8:15 kam der Meister [...] in die Werkstatt heraus und teilte uns mit, dass soeben die Betriebsleitung [...] durchgesagt hätte, dass keiner von uns seinen Platz verlassen durfte. [...] Als der Mann endlich wieder im Büro verschwunden war, ging ich sofort zur Garderobe [...]. Nachdem ich Portemonnaie,
- 15 Brieftasche, Füllfederhalter usw. aus dem Mantel in meinen Hosentaschen untergebracht hatte, ging ich zunächst an meine Maschinen zurück und arbeitete weiter [...].
- Als die SS die Werkstatt betritt, entkommt Lindenberg durch eine Hintertür aus der Fabrik.
- 20 Im Vorübergehen sah ich meine jüdischen Kollegen aus der Abteilung Turmstraße im Innern des Wagens hocken. Sie alle sahen mich. Wenn einer von ihnen ein Wort gesagt hätte, wäre ich verloren gewesen.

Quelle: Kurt Lindenberg: Bericht für die Wiener Library, April 1945, 02/33, Archiv Yad Vashem.

Quelle 6 – Tagebuch von Ruth Andreas-Friedrich



Ruth Andreas-Friedrich um 1940

Die Journalistin Ruth Andreas-Friedrich (1901–1977) und ihr Freundeskreis in Berlin unterstützen und beherbergen seit 1942 untergetauchte Jüdinnen und Juden. Der Kreis nennt sich „Gruppe Onkel Emil“. Ihr Tagebuch erscheint zuerst 1946 in den USA unter dem Titel Berlin Underground und dann 1947 in Frankfurt am Main.

Berlin, Sonntag, 28. Februar 1943

Seit heute morgen um sechs Uhr fahren Lastautos durch Berlin. Eskortiert von bewaffneten SS-Männern. Halten vor Fabrikatoren, halten vor Privathäusern. Laden Menschenfracht ein. Männer, Kinder, Frauen. Unter den grauen Planverdecken drängen sich verstörte Gesichter. Elendsgestalten, wie Schlachtvieh zusammengepfercht und durcheinandergewürfelt. Immer neue kommen hinzu, werden mit Kolbenhieben in die überfüllten Wagen gestoßen. In sechs Wochen soll Deutschland „judenrein“ sein. [...] Sollen wir hingehen und die SS zur Rede stellen? Ihre Lastwagen stürmen und unsere Freunde herunterreißen? Die SS hat Waffen, wir haben keine. Es gibt uns auch niemand welche. Und wenn man sie uns gäbe, wir verständigen nicht, mit ihnen umzugehen. Wir sind nun mal keine „Umbringer“. Wir haben Ehrfurcht vor dem Leben. Das ist unsere Stärke und – unsere Schwäche.

Quelle: Ruth Andreas-Friedrich: Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938–1945, Frankfurt am Main 1987, S. 102 f.

Quelle 7 – Tagebuch von Joseph Goebbels (März 1943)

2.3.1943

Wir schaffen nun die Juden endgültig aus Berlin hinaus. Sie sind am vergangenen Samstag schlagartig zusammengefasst worden und werden nun in kürzester Frist nach dem Osten abgeschoben. Leider hat sich auch hier wieder herausgestellt, dass die besseren Kreise, insbesondere die Intellektuellen, unsere Judenpolitik nicht verstehen und sich zum Teil auf die Seite der Juden stellen. Infolgedessen ist unsere Aktion vorzeitig verraten worden, so dass uns eine ganze Menge von Juden durch die Hände gewischt sind.

11.3.1943

Die Evakuierung der Juden aus Berlin hat doch zu manchen Misshelligkeiten geführt. Leider sind dabei auch die Juden und Jüdinnen aus privilegierten Ehen zuerst mit verhaftet worden, was zu großer Angst und Verwirrung geführt hat. Dass die Juden an einem Tage verhaftet werden sollten, hat sich infolge des kurzsichtigen Verhaltens von Industriellen, die die Juden rechtzeitig warnten, als Schlag ins Wasser herausgestellt. Im ganzen sind wir 4000 Juden dabei nicht habhaft geworden. Sie treiben sich jetzt wohnungs- und anmeldungslos in Berlin herum und bilden natürlich für die Öffentlichkeit eine große Gefahr. Ich ordne an, dass Polizei, Wehrmacht und Partei alles daransetzen, diese Juden möglichst schnell dingfest zu machen.

Quelle: Joseph Goebbels, Tagebuch 2. und 11. März 1943, zit. nach Konrad Kwiet: Nach dem Pogrom: Stufen der Ausgrenzung, in: Wolfgang Benz (Hrsg.): Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1988, S. 545–659, hier S. 594 f.



Arbeitsaufträge

- Lest die historische Information und die Quelle 7.
- Beschreibt die Fabrik-Aktion und deren Ergebnis und stellt Vermutungen darüber an, warum das
▶ RSHA auf diese Art und Weise vorgegangen ist.
- Gruppe 1 – Berichte vom Retter und einer Verfolgten:
Lest die Quellen 1, 2 und beschreibt, warum und wie es zur Rettung gekommen ist.
- Gruppe 2 – Berichte von Verfolgten:
Lest die Quellen 3, 4 und 5. Beschreibt, warum und wie es zur Rettung gekommen ist und welche Gefahren es dabei gab.
- Erläutert gemeinsam in der Klasse anhand der Beispiele, wann und unter welchen Bedingungen Rettung gelingen konnte.

Wahlaufgaben

- Vorbereitende Hausaufgabe: Recherchiere im Internet über die Fabrik-Aktion und präsentiere deine Ergebnisse in der Gruppe.
- Der Täter: Untersuche den Tagebucheintrag von Joseph Goebbels (Quelle 7) und charakterisiere, wie dieser das Ergebnis der Fabrik-Aktion interpretiert. Prüfe, ob seine Interpretation zutrifft. Stelle den anderen deine Ergebnisse vor.
- Die Zuschauerin: Setzt euch in einer kleinen Gruppe mit der Quelle 6 auseinander. Diskutiert und beurteilt gemeinsam mit Hilfe eurer erworbenen Kenntnisse die Argumentation der (nicht-jüdischen) Journalistin Ruth Andreas-Friedrich. Stellt eure Ergebnisse den anderen vor.

Weiterführende Aufgaben

- Projekt: Schreibe einen Antrag, in dem du vorschlägst, dass der „Gerechte unter den Völkern“ Wilhelm Daene auch in Berlin geehrt werden soll (z. B. durch eine Benennung einer Straße nach ihm in Reinickendorf). Begründe deinen Vorschlag.
- Projekt: Recherchiert im Internet über den „Frauenprotest in der Rosenstraße“ und entwerft entweder ein Konzept für eine Präsentation oder eine Präsentation.
- Projekt: Analysiere den Film „Rosenstraße“ von Margarethe von Trotta und entwickle eine Präsentation dazu.



Literatur

Wolf Gruner: Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der „Mischehen“, Frankfurt am Main 2005.

Claudia Schoppmann: Die „Fabrikaktion“ in Berlin. Hilfe für untergetauchte Juden als Form humanitären Widerstandes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 2 (2005), S. 138–148.

Gernot Jochheim: Frauenprotest in der Rosenstraße. „Gebt uns unsere Männer wieder“, Berlin 1993.

Ein „Mini-Diktator“ im Sammellager für Jüdinnen und Juden



Biografische Angaben

Biografische Angaben: Walter Dobberke (1906–1945)



Walter Dobberke

Walter Dobberke wird 1906 als Sohn von Anna und Hermann Dobberke in Sonnenburg in der Neumark geboren. Sein Vater ist Hauptwachtmeister in einer Strafanstalt. Nach der Schule erlernt er den Beruf des Elektromonteurs, den er nach der Lehre noch zwei Jahre ausübt. 1925 wechselt der Neunzehnjährige zur Schutzpolizei in Brandenburg (Havel). Ende 1932 heiratet er Elisabeth Gerber, das Ehepaar bleibt kinderlos.

Im Mai 1937 tritt Dobberke in die NSDAP ein und wird in die ▶ SS aufgenommen. Im Dezember 1939 beginnt er seinen Dienst bei der ▶ Stapoleitstelle Berlin als Kriminal-Oberassistent und ist ab 1941 dem „Judenreferat“ des ▶ Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) unterstellt. Ab 1942 leitet Dobberke das Sammellager für Jüdinnen und Juden in der Großen Hamburger Straße 26 im Bezirk Mitte von Berlin. Unter seiner Regie werden die zum Abtransport bestimmten Jüdinnen und Juden aus ihren Wohnungen „abgeholt“. Über 22.000 der mehr als 50.000 aus Berlin deportierten jüdischen Männer, Frauen und Kinder müssen sich vor dem Abtransport im Sammellager Große Hamburger Straße aufhalten. Dort verbleiben sie nur sehr kurz, oft nur einen Tag. Entsprechend der Richtlinien des RSHA teilt Dobberke die Inhaftierten für die Transporte in das ▶ Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und das ▶ Ghetto Theresienstadt ein.

Um entflozene Jüdinnen und Juden ausfindig zu machen, setzt er rund 20 jüdische Fahnder („Greifer“) ein, die die Versteckten finden und verraten müssen. Diesen Spitzeldienst und Verrat der Versteckten erzwingt er mit den falschen Versprechungen, die Fahnder selbst und/oder ihre Familienangehörigen zu retten. (Nach 1945 erlangt die „Greiferin“ Stella Goldschlag (1922–1994) durch Berichte in der Presse und durch ein Buch von Peter Wyden eine gewisse Bekanntheit. Sie nimmt sich 1994 das Leben.)

Kurz vor dem Ende des Kriegs taucht Dobberke gemeinsam mit seiner Freundin, der jüdischen Krankenschwester Elly Königsfeld, unter. Er nutzt dabei Ausweispapiere mit falschen Namen, die ihn selbst als Juden ausgeben. Schon im Mai 1945 wird er von Angehörigen der sowjetischen Besatzungsmacht aufgespürt und in ein sowjetisches Gefangenenerlager bei Poznań (Posen) eingeliefert. Dort stirbt er im Juli 1945 an Diphtherie.



Quellen

Quelle 1 – Erinnerungen (1965) von Martin Rosen (1907–1981)

Ich wurde dort bezüglich meiner Illegalität von dem Gestapoangehörigen Dobberke unter Misshandlungen verhört. Dieser wollte außerdem von mir wissen, ob ich weitere illegal lebende Glaubensgenossen kenne. Trotz der Misshandlungen habe ich dies wahrheitsgemäß verneint. Nach etwa zehn Tagen wurde ich daraufhin von der Schulstraße in das ► KZ Auschwitz deportiert.

Quelle: Protokolle von Zeugenaussagen im Bovensiepen-Prozess, Landesarchiv Berlin, Bestand B Rep. 058.

Quelle 2 – Erinnerungen (1965) von Selmar Neumann (geb. 1898)

Ich habe selbst im Verlaufe der Zeit im Krankenzimmer von Frau R. in einem vertraulichen Gespräch durch Herrn Dobberke erfahren, dass dieser sich wegen der ihm übertragenen Aufgaben als Lagerleiter sehr unglücklich fühlte und sogar mit Selbstmordgedanken trug.

Quelle: Protokolle von Zeugenaussagen im Bovensiepen-Prozess, Landesarchiv Berlin, Bestand B Rep. 058; (Selmar Neumann war Wirtschaftsleiter des Jüdischen Krankenhauses, Mitglied der Jüdischen Gemeinde.)

Quelle 3 – Erinnerungen (1965) von Heinz-Jacob („Coco“) Schumann (geb. 1924)

Mein Vater, der immerhin Frontkämpfer und Feldwebel des Ersten Weltkrieges war, suchte Dobberke im Lager Gr. Hamburger Str. auf und versuchte zu intervenieren. Mir war bekannt, dass ich bereits für einen Transport ins ► KZ Auschwitz vorgesehen war. Obwohl Dobberke in seiner Art sehr laut war und die unflätigsten Ausdrücke gegenüber uns Juden gebrauchte, ist mir nicht bekannt, dass er sich zu irgendwelchen Misshandlungen hinreißen ließ. Mein Vater hat es geschafft, mich von Dobberke aus dem Transport nach Auschwitz herausnehmen zu lassen.

Quelle: Protokolle von Zeugenaussagen im Bovensiepen-Prozess, Landesarchiv Berlin, Bestand B Rep. 058; (Der Vater von Heinz-Jacob Schumann war nicht jüdisch und der Sohn war nach den NS-Kategorien Geltungsjude.)

Quelle 4 – Erinnerungen (1995) von Gad Beck (1923–2012)

Dobberke legte mir gegenüber meist ein aufgeräumtes, joviales Verhalten an den Tag. Seine Fragen waren klug, er konnte auch lachen, und wandte nur selten Gewalt an. Das war der Dobberke der letzten zwei Kriegsmonate. Der eingefleischte Polizist wurde erst bitterböse, wenn er jemanden bei einer offensichtliche Lüge erwischte. Dann schlug er zu, mit der Faust oder mit dem Ochsenziemer. Aber er war auch in der Lage, sein Gegenüber zu respektieren – wenn er sich erst einmal entschieden hatte, einen interessant zu finden und ernst zu nehmen. Mich hat er nie angerührt.

Quelle: Gad Beck: Und Gad ging zu David. Die Erinnerungen des Gad Beck 1923–1945, Berlin 1995, S. 200.

Quelle 5 – Erinnerungen (1965) von Curt Naumann (geb. 1900)

Ich habe nicht den Eindruck gehabt, dass er Juden feindlich gesinnt war und habe auch nie gesehen, dass er geschlagen hat. (...) Dobberke hat sich mir gegenüber auch mehrfach über das NS-Regime geäußert; dies auch schon im Jahr 1943.

Quelle: Protokolle von Zeugenaussagen im Bovensiepen-Prozess, Landesarchiv Berlin, Bestand B Rep. 058; (Curt Naumann war seit 1942 Hilfskraft im Lager Große Hamburger Straße, jüdischen Glaubens.)

Quelle 6 – Erinnerungen (1965) von Kurt Block (geb. 1909)

Ich bin einem LKW zugeteilt, dessen Transportführer Dobberke war. In der Nähe vom Bayerischen Platz klopfte Dobberke längere Zeit an die Wohnungstür einer Jüdin. Nachdem sie geöffnet

5 hatte, erhielt sie von ihm sofort zwei Ohrfeigen, weil sie vermutlich anfangs die Tür nicht öffnen wollte.

Quelle: Protokolle von Zeugenaussagen im Bovensiepen-Prozess, Landesarchiv Berlin, Bestand B Rep. 058.

Quelle 7 – Erinnerungen von Bruno Blau (1881–1954)

Gegen die Behandlung der jüdischen Gefangenen durch den Lagerleiter Dobberke ist nach dem übereinstimmenden Urteil der im Lager

5 untergebracht Gewesenen nichts einzuwenden gewesen.

Quelle: Bruno Blau: 14 Jahre Not und Schrecken, S. 70 f., zitiert nach: Tausendfreund: Erzwungener Verrat, S. 62; (Bruno Blau war jüdisch und lebte nach NS-Kategorien in „Mischehe“)

Quelle 8 – Erinnerungen (1991) von Eugen Herman-Friede (geb. 1926)

Er (Dobberke) ist durch den Alarm aus dem Schlaf gerissen worden und gebärdet sich wie ein Tobsüchtiger, als er die Meldung von dem Ausbruchversuch hört. Er kommt über den Gang

5 angerannt, bleibt in der offenen Bürotür stehen, ungekämmt, mit aufgeknöpfter Uniformjacke, eine Pistole in der Hand. Dobberke ist groß mit bulliger Figur, er trägt sein Haar militärisch kurz und hat ein zusammengekniffenes, markiges Gesicht. ‚Raus, in den Gang stellen, nebeneinander,‘

10 donnert er wutentbrannt, steckt die Pistole in den Halfter und nimmt einen vielschwänzigen, lederen Ochsenziemer vom Haken an der Wand. Bei

15 jedem einzelnen von uns nimmt er neuen Anlauf und schlägt von oben herunter, mit voller Kraft. [...] Der Schmerz ist deutlich, ich zucke zusammen, unterdrücke einen Aufschrei und torkele einen Schritt vorwärts, stehe aber gleich wieder in der Reihe. Sterne kreisen vor meinen geschlossenen Augen, der Schädel dröhnt. Ich fühle, wie die Kopfhaut aufplatzt und langsam warmes Blut durch die Haare am Ohr vorbeiläuft. Die Schultern tun weh, obwohl sie durch den Pullover und die dicke Joppe geschützt sind, das linke Ohr schmerzt. Da pfeift die Peitsche auch schon wieder neben mir herab zum letzten Hieb.

20

25

Quelle: Eugen Herman-Friede: Für Freudensprünge keine Zeit. Erinnerungen an Illegalität und Aufbegehren 1942–1948, Berlin 1991, S. 139 f.

Quelle 9 – Die Historikerin Doris Tausendfreund über Walter Dobberke (2006)

Ob Dobberke tatsächlich ein überzeugter Antisemit war, kann anhand der vorliegenden Quellen nicht eindeutig beurteilt werden. Gegen eine grundlegende antisemitische Überzeugung mag

5 das von ihm unterhaltene Liebesverhältnis mit der jüdischen Krankenschwester Elly Königsfeld sprechen. Dessen ungeachtet verfolgte Dobberke Juden. Er ging dabei systematisch, autoritär und rücksichtslos vor. Sollte er kein überzeugter

10 Antisemit gewesen sein, so waren seine Handlungen allein in dem Gehorsam gegenüber seiner Dienststelle begründet. Somit schickte er einige tausend Juden in die Konzentrationslager, allein weil er seinen Befehlen nachkam, obwohl er an den ideologischen Hintergrund dieser Anordnungen nicht glaubte. Dobberke wäre damit eine der vielen Personen im System der Nationalsozialisten gewesen, die aktiv, umsichtig und in einer wesentlichen Funktion an der ‚Judenvernichtung‘ teilnahmen, ohne an die Berechtigung und an den Sinn derselben zu glauben.

15

20

Quelle: Tausendfreund: Erzwungener Verrat. Jüdische „Greifer“ im Dienst der Gestapo 1943–1945, Berlin 2006, S. 63.

Quelle 10 – Der Journalist Peter Wyden über Walter Dobberke (1995)

- 5 Dobberke [war] weder ein Roboter noch ein Ideologe. Er war ein primitiver, in ausgefahrenen Gleisen denkender Berufspolizist. [...] Niemand hörte diesen pommerschen Bauerntöpel jemals über Hitler und Politik sprechen. Mit Theorie hatte er nichts am Hut. Wenn sein Chef ▶ Adolf
- 10 Eichmann die Banalität des Bösen verkörperte, so stand Dobberke für die Banalität des Polizistenhirns – servil und dumpf. Ausbrüche von Gefangenen, Übertretungen von Vorschriften verwandelten ihn kurz in einen Rasenden. Verletzungen seiner Welt reizten ihn, weil sie ihm erlaubten, die Lieblingsverfahren eines ‚Bullen‘ anzuwenden: zu disziplinieren. [...] Seine Gefan-
- 15 genen spürten trotzdem, dass Dobberke, wenn er sie als ‚Saujuden‘ beschimpfte, sich nicht wirklich mit der Leidenschaft eines überzeugten Antisemiten Luft machte. [...] Dennoch war Hauptsturmführer Dobberke ein Mini-Diktator, der ‚Führer‘ seiner kleinen Welt in der Großen Hamburger Straße. Ihn zu unterschätzen hieß, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Seine Macht war absolut und manchmal gefiel es ihm auch, sie zu einer Wohltat zu nutzen. Er konnte deinen Namen auf die Liste setzen, das bedeutete Todesurteil – Deportation mit dem nächsten Zug. Und er konnte befehlen, dass dein Name von der Liste gestrichen wurde. [...]

Quelle: Peter Wyden: Stella, Göttingen 1995, S. 174 f., 177.



Arbeitsaufträge

Gruppenarbeit

Gruppe 1

- Bildet zu dritt eine Gruppe und lest in Stillarbeit die biografischen Angaben zu Walter Dobberke. Danach fasst einer von euch die Biografie zusammen, ein Zweiter hört zu und ein Dritter prüft, ob alles richtig wiedergegeben wurde.

Gruppe 2 – Dobberke in der Erinnerung von Überlebenden

- Bildet zu viert eine Arbeitsgruppe. Zwei aus der Gruppe lesen Quelle 1 bis Quelle 4, die beiden anderen Quelle 5 bis Quelle 8.
- Arbeitet die von den Zeitzeugen genannten Eigenschaften von Walter Dobberke heraus, indem ihr die entsprechenden Textstellen unterstreicht.
- Arbeitet aus den Berichten der Zeitzeugen Widersprüche heraus und diskutiert in eurer Gruppe, wie man sich diese erklären könnte.
- Erörtert gemeinsam in der Klasse, wie eine Historikerin/ein Historiker dem historischen Geschehen so nahe wie möglich kommen könnte.

Dobberke im Urteil einer Historikerin und eines Journalisten

- Vergleiche die Interpretation der Historikerin (Quelle 9) mit der des Journalisten (Quelle 10).
- Untersuche diese Interpretationen nach inhaltlichen Gemeinsamkeiten und inhaltlichen (sowie sprachlichen) Unterschieden.
- Erläutere die Unterschiede zwischen den zwei Interpretationen.
- Erläutere die Unterschiede zwischen den Interpretationen und den Quellen und bewerte diese.

Diskussion im Plenum

- „Befehl ist Befehl.“ So argumentierten nach 1945 viele Täter des Nationalsozialismus, als sie vor Gericht gestellt wurden. Beurteile dieses Argument vor dem Hintergrund des Verhaltens von Walter Dobberke.

Wahlaufgaben

- Besucht gemeinsam die Große Hamburger Straße 26 in Berlin-Mitte (Nähe Hackescher Markt). Überlege mit einer Partnerin/einem Partner, wie ihr an dem dortigen Denkmal der deportierten Jüdinnen und Juden gedenken könnt (verlest ein Gedicht, legt Blumen, einen Stein nieder ...).
- Dokumentiert euren Besuch durch Fotografien, Zeichnungen, Texte ... in einem Portfolio, in einer Ausstellung in der Schule, auf der Website der Schule.

Weiterführende Aufgaben

- Projekt: Recherchiere im Internet über die „Greiferin“ Stella Goldschlag, beurteile ihr Verhalten und präsentiere deine Ergebnisse.
- Projekt: Recherchiere im Internet über das Projekt „Stolpersteine“ und/oder über Stolpersteine in deiner Nähe und präsentiere deine Ergebnisse.
- Projekt: Recherchiere in der Gedenkstätte Stille Helden die Geschichte von Eugen Herman-Friede und präsentiere deine Ergebnisse.



Literatur, Quellen, Links

Gad Beck: Und Gad ging zu David. Die Erinnerungen des Gad Beck 1923 bis 1945, Berlin 1995.

Bruno Blau: 14 Jahre Not und Schrecken, (Ms., O. O., o. J.).

Eugen Herman-Friede: Für Freudensprünge keine Zeit. Erinnerungen an Illegalität und Aufbegehren 1942–1948, Berlin 1991.

Akim Jah: Vom Altenheim zum Sammellager. Die Große Hamburger Straße 26, die Deportation der Berliner Juden und das Personal der Stapoleitstelle Berlin. In: Jaroslava Milotová/Anna Hájková (Hrsg.): Theresienstädter Studien und Dokumente 2007, Prag 2008, S. 176–219.

Akim Jah: Polizei und Deportationen, in: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/7609>.

Akim Jah: Polizei und Deportationen – Keiner hat etwas gewusst? Didaktisches Material zur Täterschaft im Nationalsozialismus; für Hörpol bearbeitet von Eva Goebel. In: <http://hoerpol.org/files/Macht.pdf> (Zugriff: 30.07.2012).

Beate Meyer/Hermann Simon (Hrsg.): Juden in Berlin 1938–1945, Berlin 2000.

Doris Tausendfreund: Erzwungener Verrat. Jüdische „Greifer“ im Dienst der Gestapo 1943–1945, Berlin 2006.

Peter Wyden: Stella, Göttingen 1995.

Landesarchiv Berlin, Bestand B Rep. 058.

Kontroverse

Wer wird warum Helferin oder Helfer? Eine Kontroverse in der Forschung



Thesen

These 1 – die Soziologen Samuel P. und Pearl M. Oliner

Retter weisen den Weg. Sie waren und sind „ganz normale“ Menschen. Sie waren Bauern und Lehrer, Unternehmer und Fabrikarbeiter, Reiche und Arme, Eltern und Alleinstehende, Protestanten und Katholiken. Die meisten von ihnen haben weder vor dem Krieg noch danach etwas Außergewöhnliches getan. [...] Sie waren keine überlebensgroße Helden. Was sie am meisten von anderen unterschied, waren ihr Verantwortungsgefühl und ihre Fürsorge für andere. Dies ist die Ursache dafür, dass sie wahrgenommen haben, was um sie herum geschah, und all ihre menschlichen und materiellen Möglichkeiten aufgebieten, die Qualen zu mildern. Ihr Verhalten gegenüber Juden entsprach der Art, wie sie sich allen Menschen gegenüber verhielten – wie sie grundsätzlich empfunden haben.

[Übertragung aus der englischen Fassung ins Deutsche von den Herausgebern.]

Rescuers point the way. They were and are "ordinary" people. They were farmers and teachers, entrepreneurs and factory workers, rich and poor, parents and single people, Protestants and Catholics. Most had done nothing extraordinary before the war nor have they done much that is extraordinary since. [...] They were not heroes cast in larger-than-life molds. What most distinguished them were their connections with others in relationships of commitment and care. It is out of such relationships that they became aware of what was occurring around them and mustered their human and material resources to relieve the pain. Their involvements with Jews grew out of the ways in which they ordinarily related to other people – their characteristic ways of feeling.

Quelle: Samuel P. Oliner/Pearl M. Oliner: *The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe*, New York/London 1988, S. 261 f.

These 2 – der Historiker Wolfgang Benz

Glaubt man, schlüssige Erklärungen für ein spezifisches Helferverhalten gefunden zu haben, stehen dem immer wieder konträre Beispiele entgegen. Religiöse Bindungen und ethische Ideale – Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche oder zum katholischen Milieu – konnten Voraussetzung der Hilfsbereitschaft sein, oft spielten jedoch auch andere Faktoren eine wesentliche Rolle; manche Helfer taten es aus Nächstenliebe, aus christlicher Überzeugung, andere wegen ihrer antifaschistischen Orientierung aus Opposition gegen das NS-Regime, wieder andere wollten Freunde nicht im Stich lassen und viele kannten ihre Schützlinge gar nicht, kamen aus reinem Zufall in die Situation, plötzlich jemanden zu verstecken, ohne über die drohende Einweisung in ein KZ oder vielleicht gar die Todesstrafe nachzudenken. Die altruistische (aufopferungsvoll-selbstlose und menschenliebende; die Hrsg.) Persönlichkeit als Idealtypus, durch Erziehung, Bildung, religiöse Überzeugung oder besondere Humanitätsideale geformt, nach der die Forscher gesucht haben, um Retter auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, gibt es nicht.

Quelle: Wolfgang Benz: *Juden im Untergrund und ihre Helfer*, in: Ders. (Hrsg.): *Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer*, München 2003, S. 11–50, hier S. 43.

These 3 – die Historikerin Beate Kosmala

Die Beschäftigung mit den Menschen, die sich dem zentralen Bereich des nationalsozialistischen Selbstverständnisses entzogen und den Mut aufbrachten, zum Tode bestimmte Juden zu unterstützen und zu retten oder es zumindest zu versuchen, führt [...] zu differenzierten Bildern. Die Bezeichnung „stille Helden“ ist keine Aussage über das gesamte Verhalten eines Menschen, keine festgelegte Eigenschaft, sondern bezieht sich auf ein Verhalten in einer bestimmten Situation, zu einem bestimmten Zeitpunkt, unter bestimmten Bedingungen. Daher können Helfer als „stille Helden“ gehandelt haben, auch wenn sie vor und nach 1933 politisch versagten, 1938 einfach wegsahen oder problematische Mütter und Familienväter waren. Ihre Würdigung und die Auseinandersetzung mit ihnen bedeutet nicht, sie zu heroisieren, sondern zu erkennen, dass es unter dem NS-Regime Menschen gab, die es wagten, sich den rassistischen Maßgaben der Nationalsozialisten zu widersetzen und Leben zu retten. Dies kann im besten Fall junge Leute dazu motivieren, ihre Position heute zu überdenken und mehr soziales oder politische Engagement und Zivilcourage zu wagen.

Quelle: Beate Kosmala: *Stille Helden im Widerstand gegen die Judenverfolgung 1941–1945. Forschung und Erinnerung*, in: *Revue d'Allemagne et des Pays de langue allemande*, (42) 2010, S. 535–551, hier S. 551.



Arbeitsaufgaben

Wer wird warum Helferin oder Helfer?

- Analysiert die Erklärung von Samuel P. und Pearl M. Oliner (These 1) und die von Wolfgang Benz (These 2) und arbeitet die unterschiedlichen Positionen heraus.
- Stellt Vermutungen darüber an, warum die Forscher zu unterschiedlichen Thesen gekommen sind.
- Prüft die beiden Thesen am Beispiel der Retter-Geschichte, mit der ihr euch auseinandergesetzt habt.
- Zufall oder „geborene Helfer“ – diskutiert, welche These euch wahrscheinlicher erscheint, und stellt eure eigene Beurteilung im Plenum zur Diskussion.

Wahlaufgaben

- Lies statt der deutschen die englische Fassung der These 1.
- Analysiere die These von Beate Kosmala (These 3) und begründe, welche Ähnlichkeiten und Unterschiede es zu den beiden anderen Thesen gibt.
- Formuliere einen Brief an eine/einen der Forscherinnen/Forscher, in dem du ihre/seine These mit Hilfe deiner bisher erworbenen Kenntnisse kommentierst.
- Versetze dich anhand der Retter-Geschichte, die du kennen gelernt hast, in die Position der Retterin/des Retters. Formuliere einen Brief an eine/einen der Forscherinnen/Forscher, in dem du ihr/ihm dein Handeln und deine Motive für dieses Handeln erklärst.

Weiterführende Aufgaben

- Sammelt konkrete Situationen aus dem Alltag heute, in denen Helfen notwendig ist.
- Erörtert gemeinsam die Frage, in welcher dieser Situationen ihr selbst helfen würdet. Beachtet dabei auch den Unterschied zwischen der Diktatur damals und der Demokratie heute.
- Entwickelt ein Rollenspiel zu einer erfundenen Hilfe-Situation heute (z. B.: Prügelei zwischen Schülern in der U-Bahn...) und stellt/spielt es den anderen vor. Prüft vorab, wie welche Hilfe möglich wäre.
- „Zivilcourage wagen“ (Beate Kosmala). Erörtert: Soll oder muss heute Zivilcourage gewagt werden? Ist Zivilcourage heute ein Wagnis, ist sie heute gefährlich?



Anhang

Die Helfer- und Rettergeschichten im Überblick

Titel	Thematische Schwerpunkte	Handlungsorte
Der Passfälscher und die Christin	<ul style="list-style-type: none"> • Eigeninitiative des Verfolgten • Hilfe von Mitgliedern der Bekennenden Kirche • Netzwerk der Hilfe 	Berlin Sophienstraße (Mitte) Bonner Straße 2 (Wilmersdorf) Waldstraße 54 (Moabit)
Letzter Ausweg Kallinchen	<ul style="list-style-type: none"> • Status „staatenlos“ • Soziale Milieus • Motive des Helfens • Ehrungen nach 1945 	Berlin Fehrbelliner Straße 9 (Prenzlauer Berg) Brandenburg Kallinchen (Kr. Zossen)
Gemeinsam befreit – Familie Hopp in Eichwalde	<ul style="list-style-type: none"> • Handlungsspielräume und -zwänge • Motive des Helfens • Gefahren für untergetauchte Männer • Zahlreiche Verstecke und unbekannte Helfer 	Berlin Stubenrauchstraße 29 (Schöneberg) Pappritzstraße 19 (Steglitz) Rudolf-Reusch-Straße 16 (Lichtenberg) Brandenburg Stubenrauchstraße 29 (Eichwalde)
Odyssee von Ort zu Ort	<ul style="list-style-type: none"> • Motive von Helfern mit verschiedenen politischen Orientierungen • Der Weg in die Illegalität • Gefahren im Untergrund • Psychische Belastungen nach 1945 	Berlin (Frohnau) Karpfenteichsiedlung (Lichterfelde-Ost) Brandenburg Kagar bei Rheinsberg, Dorfstraße
Ein Retter kommt im KZ um	<ul style="list-style-type: none"> • Retter mit politischer und religiöser Orientierung • Gefahren im Untergrund • Ahndung der Hilfe: KZ und Tod • Multiperspektivische Erinnerungen 	Berlin Schrammstraße 4 (Wilmersdorf) Laubacher Straße 39 (Wilmersdorf)
Flucht, Versteck und Rettung in die Schweiz	<ul style="list-style-type: none"> • Starker Familienzusammenhalt • Deportation „vor aller Augen“ • Flucht aus dem KZ • Gefahren im Versteck • Wissen über den Holocaust • Schweizer Flüchtlingspolitik 	Hanau KZ Majdanek (Lublin/Polen) Frankfurt am Main Basel
Deutscher, Türke, Jude?	<ul style="list-style-type: none"> • Identität • Soziale Milieus der Helfer und ihre Motive des Helfens • Multiperspektivische Erinnerungen 	Berlin Kantstraße 154a, 160 (Charlottenburg) Bleibtreustraße (Charlottenburg) Horstweg 5 (Charlottenburg) Radduscher Weg 27 (Treptow-Köpenick) Maxstraße (Wedding)
Fabrik-Aktion 1943	<ul style="list-style-type: none"> • Vielfaches Untertauchen • Rettung durch Zufall • Schilderung der Fabrik-Aktion durch Opfer, Täter und Zuschauer 	Berlin Rosenstraße 2-4 (Mitte) Hermsdorfer Straße 14 (Reinickendorf; heute Blomberger Weg) Leibnizstraße (Charlottenburg)
Ein „Mini-diktator“ im Sammellager	<ul style="list-style-type: none"> • Täterbiografie • Multiperspektivität der Quellen • Vergleich Quellen und Darstellung von Historikern 	Berlin Große Hamburger Straße 26 (Mitte) Schulstraße 78 (Wedding)

Glossar

„Aktion Reinhardt“

Unter der Tarnbezeichnung „Aktion Reinhardt“ wurden in den drei Vernichtungslagern Belzec, Sobibor und Treblinka zwischen Anfang 1942 und Ende 1943 mindestens 1,7 Millionen Juden ermordet.

Antisemitismus

Der Antisemitismus ist eine Weltanschauung, die die Ursache aller Probleme in der Existenz der Juden sieht. Der Begriff des Antisemitismus bezeichnet heute alle historischen Erscheinungsformen der Judenfeindschaft. Er wurde aber erst 1879 geprägt, um eine neue Form der rassistisch begründeten Ablehnung von Juden zu verankern.

Aprilboykott 1933

Dieser Boykott, maßgeblich vom Reichspropagandaminister Joseph Goebbels beeinflusst, fand am 1. April 1933 statt und richtete sich gegen jüdische Geschäfte, jüdische Ärzte, Juristen und Beamte. Als Vorwand für diesen eintägigen Boykott diente „antideutsche Propaganda“ im Ausland. Von Seiten des Staates war er die erste gewaltsame Maßnahme gegen die deutschen Jüdinnen und Juden.

Arbeitsbuch

Seit Februar 1935 waren ohne Ausnahme alle Erwerbstätigen in NS-Deutschland verpflichtet, ein Arbeitsbuch zu führen. Die Arbeitgeber mussten in diesem Dokument Zeit und Ort der Tätigkeit vermerken. Personen ohne Arbeitsbuch durften nicht mehr beschäftigt werden.

Arierparagraf

Als „Arierparagraf“ werden diskriminierende Abschnitte in Gesetzen und Verordnungen oder in Satzungen staatlicher und nichtstaatlicher Institutionen (z. B. in Gesetzen zur Beamtschaft des Staates und zu den Kirchen, aber auch in Satzungen von Vereinen) bezeichnet, die beinhalten, dass nur „Arier“ als Mitglieder zugelassen wurden. Jüdinnen und Juden wurden ausgeschlossen. Siehe auch Bekennende Kirche.

Arisierung

Die Nationalsozialisten bezeichneten die zwangsweise Übergabe des Besitzes von Jüdinnen und Juden an nichtjüdische („arische“) Eigentümer als Arisierung. Die Enteignungen von Juden verschärfen sich in der zweiten Jahreshälfte 1937, vor allem aber unmittelbar nach dem Novemberpogrom 1938 durch das Gesetz zur „Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ vom 12. November. Viele jüdische Geschäfte, Werkstätten etc. wurden nach der Enteignung geschlossen.

Befreiung

Die Jüdinnen und Juden im Versteck, die bis zuletzt in ständiger Angst vor Entdeckung lebten, sehnten das Ende des Krieges und des NS-Regimes herbei. Sie sahen die Alliierten als ihre Befreier. Doch nach der Befreiung Berlins durch die sowjetische Armee Ende April 1945 sahen sie sich oft neuen Gefahren gegenüber, da sie beweisen mussten, dass sie als Juden überlebt hatten.

Bekennende Kirche (BK)

Diese innerkirchliche Opposition gegen die Gleichschaltung der Evangelischen Kirche mit dem NS-Regime wurde 1934 gegründet. Sie lehnte den Ausschluss von Christen jüdischer Herkunft aus der Kirche ab (► Arierparagraf). In allen Landeskirchen außer in Württemberg, Bayern und Hannover kam es zur Spaltung in regimetreue „Deutsche Christen“ und Anhänger der BK. Etliche BK-Pfarrer wurden inhaftiert.

Belzec

In diesem von den Deutschen errichteten Vernichtungslager südöstlich von Lublin (Polen) wurden im Verlauf der „Aktion Reinhardt“ von Mitte März 1942 bis April 1943 und nach einer kurzen Pause zwischen Mai und Oktober 1943 insgesamt mindestens 500.000 Jüdinnen und Juden durch Kohlenmonoxidgas ermordet.

„Bombenflüchtling“

Ab 1943 verloren immer mehr Menschen in Berlin (und anderen deutschen Großstädten) durch Luftangriffe ihre Wohnungen. Viele untergetauchte Juden versuchten diesen Umstand zu nutzen. Sie gaben sich als „Bombengeschädigte“ aus und erhielten von den Behörden, die die Angaben aufgrund vernichteter Unterlagen meist nicht überprüfen konnten, „arische“ Papiere oder Lebensmittelmarken. Dies verbesserte die Überlebenschancen der Verfolgten.

Buber-Rosenzweig-Medaille

Die Buber-Rosenzweig-Medaille wird seit 1968 jährlich in Erinnerung an die jüdischen Philosophen und Pädagogen Martin Buber (1878–1965) und Franz Rosenzweig (1886–1929) verliehen, und zwar an Persönlichkeiten, Initiativen oder Einrichtungen, die sich um Verständigung und christlich-jüdische Zusammenarbeit verdient gemacht haben.

Bundesverdienstkreuz

Der Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland, umgangssprachlich Bundesverdienstkreuz oder Bundesverdienstorden genannt, ist die einzige allgemeine Verdienstauszeichnung des deutschen Staates. Das Bundesverdienstkreuz wird für besondere Leistungen auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem, geistigem oder ehrenamtlichem Gebiet verliehen.

Deportation

Bereits 1940 wurden Juden aus Pommern nach Südostpolen, dann aus Baden nach Südfrankreich (Gurs) deportiert, d. h. zwangsweise abtransportiert. Am 15.10.1941 begannen die reichsweiten Deportationen der Juden „in den Osten“. Seit Frühsommer 1942 wurden die Insassen der von den Deutschen errichteten Ghettos in Polen und Juden aus anderen deutsch besetzten Ländern in die deutschen Vernichtungslager auf polnischem Gebiet deportiert.

Deportationssammellager Große Hamburger Straße

Im Altersheim der Jüdischen Gemeinde (1829–1942) in der Großen Hamburger Straße 26 in Berlin-Mitte richtete die Gestapo im Juni 1942 ein Sammellager für Juden ein, die deportiert werden sollten. Auch die Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter der Blindenwerkstatt von Otto Weidt wurden von hier aus in das Ghetto Theresienstadt und später in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert.

DNVP

Die 1918 gegründete Deutschnationale Volkspartei war die stärkste Partei der politischen Rechten in der Weimarer Republik. Sie bekämpfte die parlamentarische Demokratie und den Sozialismus. 1931 verbündete sie sich mit den Nationalsozialisten. 1933 stimmten ihre Abgeordneten für Hitlers „Ermächtigungsgesetz“. Im Juni 1933 löste sich die DNVP auf.

DP-Camp

DP-Camps waren Einrichtungen zur vorübergehenden Unterbringung sogenannter Displaced Persons (DPs) nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich. Eine „displaced person“ war eine Zivilperson (Zwangsarbeiter, Verschleppter), die sich außerhalb ihres Heimatlandes aufhielt und ohne Hilfe nicht zurückkehren oder sich in einem anderen Land ansiedeln konnte.

Adolf Eichmann (1906–1962)

Ab 1939 war Eichmann im neu gegründeten Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Berlin für die Organisation der Deportation von Jüdinnen und Juden in die Konzentrations- und Vernichtungslager zuständig. Er war an zentraler Stelle mitverantwortlich für den Mord an den europäischen Juden. Nach dem Kriegsende entkam er nach Argentinien, wurde später aber entdeckt. 1960 entführten ihn israelische Agenten nach Israel. Eichmann wurde in Jerusalem vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und 1962 hingerichtet.

Fabrik-Aktion

Die Großrazzia vom 27. Februar 1943 auf alle jüdischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen und ihre Angehörigen wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als Fabrik-Aktion bezeichnet, da die Menschen meist an ihren Arbeitsplätzen festgenommen wurden. Allein aus Berlin wurden zwischen dem 27. Februar und 6. März mehr als 7.000 Jüdinnen und Juden in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert.

„Feindbegünstigung“

Alles, was das Deutsche Reich in den Augen des NS-Regimes während des Krieges schädigte oder dem Gegner nutzte, wurde von der NS-Justiz als „Feindbegünstigung“ und damit als Landesverrat definiert. Hierunter fiel auch die Fluchhilfe. Für die Ahndung dieser Handlungen – sie wurden mit der Todesstrafe oder lebenslanger Zuchthausstrafe bedroht – war der berüchtigte „Volksgerichtshof“ zuständig.

Gedenkstätte Yad Vashem

Die „Gedenkstätte der Märtyrer und Helden im Holocaust“ ist die bedeutendste und größte staatliche Gedenkstätte in Israel, die an die nationalsozialistische Judenvernichtung erinnert und sie wissenschaftlich dokumentiert. Sie liegt in Jerusalem und wurde am 19. August 1953 durch einen Beschluss der Knesset (israelisches Parlament) als eine staatliche Behörde gegründet.

„Gelber Stern“

Eine Polizeiverordnung verpflichtete alle Personen, die durch die Nürnberger Gesetze als Juden definiert wurden, ab dem 19. September 1941 in der Öffentlichkeit einen gelben Stern zu tragen. Dies galt für alle, die älter als sechs Jahre waren. Der sechszackige Stern bestand aus gelbem Stoff, war etwa handtellergroß und schwarz umrandet. Er trug die Aufschrift „Jude“ und musste auf der linken Brustseite der Kleidung fest aufgenäht sein. Diese Kennzeichnung schloss die soziale Ausgrenzung der Jüdinnen und Juden ab.

Gerechte unter den Völkern

Seit 1963 verleiht die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem den Ehrentitel „Gerechte unter den Völkern“ an nichtjüdische Frauen und Männer, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft während des Zweiten Weltkrieges ihr Leben einsetzten, um Jüdinnen und Juden vor der Ermordung zu retten.

Die vier Hauptkriterien für eine Anerkennung sind: a) Rettungsaktion für Juden oder die Teilnahme an einer solchen ist durch Zeugen belegt, b) die Retter sind ein persönliches Risiko eingegangen, c) sie haben keine Gegenleistung für die Hilfeleistung verlangt und d) sind nichtjüdischer Herkunft. Bisher wurden insgesamt 24 811 Menschen als „Gerechte“ anerkannt, darunter 525 Deutsche (Stand: 1. Januar 2013).

Gestapo

Die Bezeichnung Gestapo ist die Kurzform für die politische Polizei des NS-Staates, die „Geheime Staatspolizei“. Die Gestapo war an allen nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, insbesondere an den Deportationen der Jüdinnen und Juden, maßgeblich beteiligt. Die Zentrale und die Regionalstellen unterhielten Referate zur Überwachung und Verfolgung von rassistisch Verfolgten sowie von politischen und anderen Gegnern.

Ghetto

Als Ghetto wurden die abgegrenzten Stadt- oder Ortsteile bezeichnet, welche die deutschen NS-Behörden in den besetzten Ländern Osteuropas einrichten ließen. Es gab rund 950 Ghettos, davon je etwa 400 in den deutsch besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion, in denen von Ende 1939 bis 1944 Millionen von Juden eingesperrt wurden. Aufgrund der katastrophalen Ernährungslage und der hygienischen Zustände starben viele Menschen bereits dort. Die meisten anderen wurden in die Vernichtungslager deportiert und ermordet.

Ghetto Theresienstadt

Die Garnisonstadt Terezín bei Prag sollte ab Frühjahr 1942 als „Altersghetto“ für ältere und „privilegierte“ Jüdinnen und Juden dienen und so den Massenmord an den europäischen Juden tarnen. Insgesamt wurden 141.000 Menschen in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Mehr als 33.000 starben dort, über 88.000 wurden von dort in Vernichtungslager, vor allem nach Auschwitz-Birkenau, verschleppt und ermordet.

Greifer

Nach der Fabrik-Aktion vom 27. Februar 1943 rekrutierte die Gestapo den sogenannten jüdischen Fahndungsdienst. Sie „erpressten“ einzelne Jüdinnen und Juden, die zunächst selbst versteckt gelebt hatten, dazu, nach anderen zu suchen, die vor der Deportation geflüchtet waren. In Berlin waren etwa 30 jüdische Fahnder, die auch „Greifer“ genannt wurden, im Einsatz. Ihnen wurde versprochen, dass sie selbst und ihre Familien verschont würden.

Gruppe „Onkel Emil“

Um die Journalistin Ruth Andreas-Friedrich bildete sich um 1938 ein Kreis unabhängiger Oppositioneller. Die Mitglieder dieses Kreises beobachteten nicht nur Hitlers Politik, sondern wurden selbst aktiv: Sie unterstützten geflüchtete Juden, aber auch Deserteure und Zwangsarbeiter. Gegen Kriegsende beteiligten sich einige an der „Nein-Aktion“ der Widerstandsgruppe „Ernst“: In großen Lettern wurde „Nein“ gegen den Krieg an Häuserwände gemalt.

„Halbjude“

Menschen mit zwei jüdischen Großeltern, in den Nürnberger Gesetzen auch als „Mischlinge“ definiert, wurden von den Nationalsozialisten als „Halbjuden“ bezeichnet.

„Heimtücke“

Das „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“ vom 20.12.1934, eher bekannt als „Heimtückegesetz“, kriminalisierte alle Äußerungen, die angeblich das Wohl des Reiches, das Ansehen der Reichsregierung oder der NSDAP schädigten. Anklagen erfolgten aufgrund von Denunziationen. Viele Richter der Sondergerichte fällten Todesurteile.

Hitler-Jugend

Die Hitler-Jugend (abgekürzt HJ) war die Jugend- und Nachwuchsorganisation der NSDAP. Sie wurde ab 1933 zum einzigen staatlichen Jugendverband mit bis zu 8,7 Millionen Mitgliedern (98 Prozent aller deutschen Jugendlichen) ausgebaut.

Hoch- und Landesverrat

Laut Strafgesetzbuch galt ein Angriff auf die Staatsverfassung, das Staatsoberhaupt oder die innere Ordnung als Hochverrat. Ein Angriff auf die äußere Sicherheit wie Verrat von Staatsgeheimnissen oder Unterstützung eines fremden Staates fiel unter Landesverrat. Das NS-Regime verschärfte 1933 die Definition von Hoch- und Landesverrat, um jeden Widerstand zu ersticken. Meist stand die Todesstrafe darauf.

Kennkarte

Zum 1.10.1938 wurden im Deutschen Reich sogenannte Kennkarten als Inlandsausweise eingeführt. Sie waren mit Passfotos und Fingerabdrücken versehen. Verpflichtend war der Besitz einer Kennkarte für wehrpflichtige Männer und für alle Deutschen, die nach den NS-Kategorien als Juden galten. Die Ausweise der jüdischen Inhaber waren mit einem „J“ markiert, ihre Voramen wurden mit den Zwangsnamen „Israel“ bzw. „Sara“ ergänzt.

Konzentrationslager (KZ)

Von den „frühen“ KZ, in die 1933 Gegner des NS-Regimes eingewiesen wurden, blieb 1934 nur Dachau bestehen. Es wurde zum Muster für die später entstehenden KZ unter SS-Herrschaft. Mit Kriegsbeginn 1939 wurden auch in den deutsch besetzten Gebieten KZ als Zwangsarbeitsorte errichtet, die massenhaft Todesopfer forderten. Nur die Lager Auschwitz (Birkenau) und Majdanek bei Lublin waren sowohl KZ als auch Vernichtungslager.

Konzentrationslager Buchenwald

Dieses bei Weimar gelegene KZ war eines der größten auf deutschem Boden. Zwischen 1937 und 1945 wurden etwa 250.000 Menschen aus fast allen Ländern Europas in Buchenwald und den etwa 130 Außenkommandos inhaftiert. Die Zahl derjenigen, die gezielt getötet wurden oder an den unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen starben, wird auf etwa 56.000 geschätzt, darunter 11.000 Jüdinnen und Juden.

Konzentrationslager Sachsenhausen

In diesem KZ und seinen rund 100 Außenlagern waren zwischen 1936 und 1945 mehr als 200 000 Menschen inhaftiert: politische Gegner des Nationalsozialismus, Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, Menschen aus den besetzten Ländern Europas sowie Homosexuelle, Geistliche und Zeugen Jehovas. Zehntausende kamen durch Hunger, Krankheit, Zwangsarbeit und Misshandlungen um oder wurden Opfer von systematischen Vernichtungsaktionen der SS.

KPD

Die zum 1.1.1919 als revolutionäre Arbeiterpartei gegründete Kommunistische Partei Deutschlands strebte die Errichtung eines sozialistischen Rätessystems nach sowjetischem Vorbild an. Zwischen 1920 und 1933 hatte sie anfänglich vier, später bis zu 100 Reichstagsmandate. Nach der Zerschlagung der KPD in den ersten Wochen der NS-Herrschaft bestanden bis 1945 illegale Parteistrukturen im Untergrund fort.

Lagerkomplex Auschwitz

Das größte nationalsozialistische Konzentrations- und Vernichtungslager wurde ab 1940 in Ostoberschlesien errichtet. Allein in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau wurden etwa 1,1 Millionen Jüdinnen und Juden Europas ermordet. Bis zur Befreiung am 27.1.1945 wurden im ganzen Lagerkomplex (Birkenau, KZ Auschwitz I, Sklavenarbeitslager Auschwitz-Monowitz und Nebenlager) bis zu 1,5 Millionen Menschen ermordet.

„Mischehe“

Ehen zwischen Partnern jüdischer und nichtjüdischer Herkunft wurden mit dem „Blutschutzgesetz“ vom 15.9.1935 verboten. Bestehende Ehen wurden toleriert. Je nach Konfession der Kinder wurden „privilegierte“ und „einfache Mischehen“ unterschieden. Anfangs von den Deportationen ausgenommen, wurde die Situation ab 1943 unsicherer. In einigen Regionen wurden auch „Mischehe“-Partner deportiert.

„Mischling“

Menschen mit zwei jüdischen Großeltern wurden von den Nationalsozialisten als „Mischling 1. Grades“ oder auch als „Halbjuden“ bezeichnet.

Novemberpogrome 1938

Nach dem Attentat eines 17-jährigen polnischen Juden auf einen deutschen Diplomaten in Paris initiierte Propagandaminister Joseph Goebbels im Deutschen Reich antijüdische Pogrome. Am 9. und 10.11.1938 setzten SA-Männer und NSDAP-Mitglieder hunderte Synagogen in Brand, zerstörten Geschäfte und plünderten Wohnungen. Über 100 Menschen wurden getötet. Etwa 30.000 jüdische Männer wurden in KZ eingeliefert.

NSDAP

1920 verkündete Adolf Hitler in München das antidemokratische und rassistische Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (1919 als Deutsche Arbeiterpartei gegründet). Politische Bedeutung erlangte die vom „Führer“ autoritär organisierte NSDAP in der Wirtschafts- und Staatskrise um 1930. Nach 1933 war sie einzige Partei. Bis 1945 wurden 8,5 Mio. Deutsche „Parteigenossen“.

Nürnberger „Rassengesetze“

Auf dem NSDAP-Parteitag wurden am 15.9.1935 antijüdische Gesetze verkündet. Das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ verbot künftig Eheschließungen zwischen Juden und Nichtjuden. Sexualverkehr wurde als „Rassenschande“ gewertet. Das „Reichsbürgergesetz“ degradierte Jüdinnen und Juden zu Bürgern zweiter Klasse und war die Basis für weitere judenfeindliche Verordnungen.

Postausweis

Die von örtlichen Postämtern ausgestellten Ausweise mit Foto berechtigten zur Annahme von postlagernden Briefen, Päckchen oder Einschreiben. Erforderlich war eine feste Wohnadresse, die von der Post überprüft wurde. Postausweise wurden im Alltag oft als gültige Personaldokumente anerkannt. Mit fortschreitender Kriegsdauer und schärferen Sicherheitskontrollen wurden sie aber außerhalb des Postverkehrs immer seltener akzeptiert. Für viele untergetauchte Jüdinnen und Juden war der Besitz eines falschen Postausweises in manchen Situationen hilfreich.

Quäker

Die ab 1746 in England entstandene „Religiöse Gesellschaft der Freunde“ (Quäker) ist eine christlich fundierte Laiengemeinschaft. Ihre Lehre vom „inneren Licht“ Gottes in jedem Menschen verpflichtet sie zu Gewaltlosigkeit, ungeteilter Menschenliebe und Hilfe für Notleidende. Der 1925 gegründete deutsche Zweig mit fast 300 Mitgliedern wurde von 1933–1945 überwacht, sein Eigentum z. T. beschlagnahmt. Die Quäker trugen maßgeblich zur Rettung von Juden bei.

Reichssicherheitshauptamt (RSHA)

Im September 1939 wurden die Sicherheitspolizei und der Sicherheitsdienst zum Reichssicherheitshauptamt zusammengelegt, eines der 12 Hauptämter der SS. Es wurde zur zentralen Verfolgungsinstanz des NS-Staates. An der politischen und rassistischen Verfolgung waren vor allem das Amt IV (Geheime Staatspolizei) und das Amt V (Kriminalpolizei) maßgeblich beteiligt. Im Referat IV B 4 organisierte SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann den bürokratischen Teil der „Endlösung der Judenfrage“.

„Rundfunkverbrechen“

Seit dem 1.9.1939 wurde im Deutschen Reich das Hören ausländischer Radiosender mit Gefängnis bestraft. Die Verbreitung von abgehörten Nachrichten wurde mit Zuchthaus und in besonders schweren Fällen mit der Todesstrafe geahndet. Viele Deutsche hörten heimlich etwa den britischen Sender BBC, um sich über den Kriegsverlauf zu informieren. Darin wurde auch über die Massaker an Jüdinnen und Juden berichtet.

SA

Die rechtsextreme „Sturmabteilung“ wurde 1925 in die NSDAP eingegliedert. Ab 1933 verübte die Kampftruppe judenfeindliche Ausschreitungen und überfiel als Hilfspolizei vor allem Sozialdemokraten und Kommunisten, die in SA-Haftstätten gequält wurden. Nach internen Machtkämpfen ließ Hitler am 1. Juli 1934 SA-Chef Ernst Röhm ermorden. Die SA verlor an Bedeutung, führte aber die antijüdischen Pogrome von 1938 aus.

Sammellager

Zur Vorbereitung der Deportationstransporte richtete die Gestapo ab Oktober 1941 Sammellager ein. Dort wurden die Jüdinnen und Juden registriert und ihres Vermögens beraubt. Ihr Gepäck wurde auf unerlaubte Gegenstände durchsucht. Die Jüdischen Gemeinden waren gezwungen, diese Lager zu unterhalten. Die Gebäude wurden von regulärer Polizei bewacht, um Fluchten zu verhindern.

SPD

Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands wurde 1863 unter dem Namen Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein (ADAV) gegründet. Ursprünglich marxistisch orientiert, setzte sich die sozialreformerische Richtung durch. Die SPD war eine Säule der Weimarer Demokratie. 1933 lehnte ihre Reichstagsfraktion Hitlers „Ermächtigungsgesetz“ einstimmig ab. Danach wurden führende SPD-Mitglieder verfolgt, viele emigrierten.

Speziallager

Speziallager waren Internierungslager, die nach 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) von der sowjetischen Militäradministration eingerichtet wurden. Insgesamt gab es zehn solche Lager, zwei davon in den ehemaligen KZ Buchenwald und Sachsenhausen. Hier sollten als gefährlich eingestufte Personen interniert werden. In Sachsenhausen z. B. waren zwischen 1945 und 1950 rund 60 000 Menschen inhaftiert: NS-Belastete und Unbelastete, politisch Missliebige, willkürlich Verhaftete und Verurteilte. Nahezu 12 000 der dort Internierten starben an Unterernährung und Krankheiten.

SS

Die „Schutzstaffel“ war das wichtigste Terrororgan des NS-Regimes. Die 1925 gegründete NS-„Elite“-Einheit baute unter Reichsführer-SS Heinrich Himmler ihre Macht fortlaufend aus. Ab 1934 war die SS für alle Konzentrationslager zuständig. 1936 wurde Himmler Chef der gesamten deutschen Polizei. SS- und Polizeieinheiten waren für einen Großteil der Massaker im deutsch besetzten Europa verantwortlich.

„Unbesungene Helden“

1958 rief der damalige Westberliner Innensenator Joachim Lipschitz eine Initiative ins Leben, in deren Verlauf bis 1966 insgesamt 760 Frauen und Männer vom Berliner Senat als „Unbesungene Helden“ geehrt und bei Bedürftigkeit finanziell unterstützt wurden. Sie wurden ausgezeichnet, weil sie während der NS-Zeit Verfolgte (meist Jüdinnen und Juden) versteckt und unterstützt hatten. Die Bezeichnung „Unbesungene Helden“ geht zurück auf den Titel des Buches von Kurt R. Grossmann: *Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen*, das 1957 erstmals erschien.

Zentrum

Die Deutsche Zentrumspartei war zwischen 1870 und 1933 eine der wichtigsten politischen Parteien im Deutschen Reich. Sie vertrat die politischen Interessen des katholischen Deutschland. Mit der Gründung der überkonfessionellen CDU nach 1945 verlor das Zentrum an politischer Bedeutung.

Zwangsarbeit der deutschen Juden

Ab Frühjahr 1940 wurden jüdische Frauen und Männer zwischen 18 und 60 Jahren im Deutschen Reich zur Zwangsarbeit in Betrieben verpflichtet. Sie mussten täglich, getrennt von der nichtjüdischen Belegschaft, 10–12 Stunden schwere Arbeiten verrichten. Das Verhalten der „arischen“ Vorgesetzten war sehr unterschiedlich. Nur Jüdinnen und Juden in Rüstungs- oder anderen kriegswichtigen Betrieben waren bis zur Fabrik-Aktion am 27. Februar 1943 vor der Deportation geschützt.

Informationen

Gedenkstätte Yad Vashem – Die Gerechten unter den Völkern

„Gerechter unter den Völkern“ ist ein offizieller Titel, den die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem im Auftrag des Staates Israel und des jüdischen Volkes an Nichtjuden verleiht, die während des Holocaust ihr Leben aufs Spiel setzten, um Juden zu retten. Der Titel wird von einer Sonderkommission unter der Leitung eines Richters vom Obersten Gerichtshof gemäß klar definierter Kriterien und Regeln vergeben.

Die Zahl der durch Yad Vashem geehrten Deutschen liegt bei 525 von insgesamt 24 811 Geehrten aus insgesamt 46 Ländern (Stand 01. Januar 2013).

Die Namensliste der „Gerechten unter den Völkern“ aus Deutschland ist einzusehen auf http://www.yadvashem.org/yv/en/righteous/pdf/virtial_wall/germany.pdf

Kontakt

Gerechte unter den Völkern

Yad Vashem

POB 3477

Jerusalem

Israel, 91034

Tel.: 972-2-6443520

Fax.: 972-2-6443743

E-Mail: righteous.nations@yadvashem.org.il

Internet: <http://www.yadvashem.org/yv/de/righteous/index.asp>

Gedenkstätte Stille Helden in Berlin

Die Gedenkstätte Stille Helden erinnert an jene Menschen, die während der nationalsozialistischen Diktatur verfolgten Juden beistanden. Das Beispiel der vielfach als „stille Helden“ bezeichneten Helferinnen und Helfer zeigt, dass es auch im nationalsozialistischen Deutschland Möglichkeiten gab, Verfolgte zu retten.

Die Dauerausstellung informiert über die Verfolgung und die Zwangslage der Juden angesichts der drohenden Deportationen, über den Entschluss einzelner von ihnen, sich durch Flucht in den Untergrund der tödlichen Bedrohung zu widersetzen, sowie über das Handeln und die Motive der Frauen und Männer, die ihnen halfen. Dabei werden nicht nur geglückte Rettungen, sondern auch gescheiterte Rettungsversuche dokumentiert.

Gedenkstätte Stille Helden

in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Stauffenbergstr. 13-14, 10785 Berlin

Dritte Etage, Eingang über den Ehrenhof

www.gedenkstaette-stille-helden.de

Öffnungszeiten: Montag bis Mittwoch, Freitag 9-18 Uhr,
Donnerstag 9-20 Uhr,
Sonnabend, Sonntag und an Feiertagen 10-18 Uhr
Geschlossen 24. bis 26., 31. Dezember und 1. Januar

Kontakt: Dr. des. Karoline Georg und Dr. Andrea Heubach (bildung@gedenkstaette-stille-helden.de),
Barbara Schieb (schieb@gdw-berlin.de)

Verzeichnisse

Literaturhinweise (Auswahl)

Benz, Wolfgang (Hrsg.): Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer, München 2003.

Benz, Wolfgang (Hrsg.): Reihe Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, 7 Bde., Berlin 1996–2004.

Boehm, Eric H.: We survived. Fourteen histories of the hidden and hunted of Nazi Germany, Boulder, Colorado/USA 2003.

Deutschkron, Inge: Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für „Stille Helden“, 2. überarb. Auflage, Berlin 2012.

Fogelman, Eva: Wir waren keine Helden. Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe, Frankfurt/Main u. a. 1995.

Fraenkel, Daniel/Bender, Sara/Borut, Jakob (Hrsg.): Lexikon der Gerechten unter den Völkern. Deutsche und Österreicher, Jerusalem 2005.

Ginzel, Günther B. (Hrsg.): „...das durfte keiner wissen!“ Hilfe für Verfolgte im Rheinland von 1933 bis 1945, Köln 1995.

Ginzel, Günther B. (Hrsg.): Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit, Köln 1993.

Grossmann, Kurt R.: Die unbesungenen Helden. Menschen in Deutschlands dunklen Tagen, Berlin, Wien 1984.

Hamann, Christoph: „Er besaß den Eifer eines wahren Gläubigen“: August Sapandowski (1882–1945), ein Retter von Juden in Berlin, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.): Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945, Berlin 2002, S. 223–240.

Kaplan, Marion: Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland, Berlin 2003.

Katalog Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt. Eine Dokumentation der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand, 2. verbesserte Auflage, Berlin 2007.

Kosmala, Beate: Zwischen Ahnen und Wissen. Flucht vor der Deportation (1941–1943), in: Birthe Kundrus, Beate Meyer (Hrsg.): Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945, Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 20, Göttingen 2004, S. 135–159.

Kosmala, Beate/Schoppmann, Claudia (Hrsg.): Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945, Berlin 2002 (Reihe Solidarität und Hilfe, 5).

Kosmala, Beate/Schoppmann Claudia (Hrsg.): Sie blieben unsichtbar. Zeugnisse aus den Jahren 1941 bis 1945, Berlin 2006.

Kwiet, Konrad/Eschwege, Helmut: Selbstbehauptung und Widerstand. Deutsche Juden im Kampf um Existenz und Menschenwürde 1933–1945, Hamburg 1984.

Leuner, Heinz David: Gerettet vor dem Holocaust. Menschen, die halfen, Frankfurt/Main u. a. 1989.

Löhken, Wilfried/Vathke, Wener (Hrsg.): Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion Berlin 1939–1945, Berlin 1993.

Rau, Johannes (Hrsg.): Hilfe für Verfolgte in der NS-Zeit. Jugendliche forschen vor Ort, Hamburg 2002.

Riffel, Dennis: Unbesungene Helden. Die Ehrungsinitiative des Berliner Senats 1958 bis 1966, Berlin 2007.

Röhm, Eberhard/Thierfelder, Jörg: Juden – Christen – Deutsche 1933–1945, Bd. 1 bis 4/II, Stuttgart 1990–2007.

Rudolph, Katrin: Hilfe beim Sprung ins Nichts. Franz Kaufmann und die Rettung von Juden und „nichtarischen“ Christen, Berlin 2005.

Schieb, Barbara/Voigt, Martina: Der Widerstand der Ohnmächtigen. Untergetauchte Juden und ihre Helfer in der NS-Zeit, in: Die Neue Gesellschaft, Frankfurter Hefte 45 (1998) 2, S. 163–167.

Schieb-Samizadeh, Barbara: Die kleinen Schritte der Forschung. Über die Schwierigkeiten, die Geschichte der Helfer der während der NS-Zeit versteckten Juden zu recherchieren, in: Zeitgeschichte 17 (1990) 11/12, S. 419–431.

Schoppmann, Claudia: Die „Fabrikaktion“ in Berlin. Hilfe für untergetauchte Juden als Form humanitären Widerstandes, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005) 2, S. 138–148.

Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hrsg.): Gedenkstätte Stille Helden. Widerstand gegen die Judenverfolgung 1933 bis 1945. Katalog zur Dauerausstellung, Berlin 2018.

Tausendfreund, Doris: Erzwungener Verrat. Jüdische „Greifer“ im Dienst der Gestapo 1943–1945, Berlin 2006.

Tuchel, Johannes (Hrsg.): Der vergessene Widerstand. Zu Realgeschichte und Wahrnehmung des Kampfes gegen die NS-Diktatur, Göttingen 2005.

Wette, Wolfram (Hrsg.): Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs, Freiburg i. Br. 2005.

Wette, Wolfram (Hrsg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt/Main 2002.

Wette, Wolfram (Hrsg.): Zivilcourage: Empörte Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS, Frankfurt/Main 2003.

Didaktische Literatur

Altmeyer, Thomas: Ein U-Boot im Widerstand. Rettungswiderstand am Beispiel von Eugen Herman-Friede, in: *Geschichte lernen* (2013), 151, S. 48 ff.

Behörde für Schule und Berufsbildung. Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung Hamburg (Hrsg.): „...und nicht zuletzt ihre stille Courage“. Hilfe für Verfolgte in Hamburg 1933–1945. Unterrichtsmaterialien. Gesellschaftswissenschaftliche Fächer, Hamburg 2010.

Hamann, Christoph: „Uropa war ein Guter“: Retten und Überleben im Nationalsozialismus als Thema des Geschichtsunterrichts, in: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.): *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945*, Berlin 2002, S. 381–393.

Kosmala, Beate/Ludewig-Kedmi, Revital: Verbotene Hilfe. Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust, Donauwörth/Zürich 2003.

Liebig, Susanne: Stille Helden. „Gerechte unter den Völkern“. Fluchthilfe für Juden vor und während des Zweiten Weltkriegs, in: *Praxis Geschichte*, (2011) 4, S. 28–33.

Meyer, Gerd u. a. (Hrsg.): Zivilcourage lernen. Analysen, Modelle, Arbeitshilfen. Hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung und der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, o. O. 2004.

Schieb, Barbara: Brauchen wir Helden-Geschichten? In: Susanne Benzler (Hrsg.): *Vor allzu langer Zeit? Die Praxis historisch-politischer Bildung zum Nationalsozialismus heute*, in: *Loccumer Protokoll 21/09*, Rehbürg-Loccum 2011, S. 125–134.

Schrader, Ulrike: Unterrichtsmaterialien zum Bilderbuch „Papa Weidt. Er bot den Nazis die Stirn“ von Inge Deutschkron und Lukas Ruegenberg: [Blindenwerkstatt Otto Weidt] – Arbeitsmappe, Wuppertal 2004.

Autorenverzeichnis

Karoline Georg, Dr. des., Politologin, 2007 bis 2009 Projektleiterin bei der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA e.V.), seit 2017 Mitarbeiterin an der Gedenkstätte Stille Helden in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand; Veröffentlichungen u.a. zum Gestapogefängnis und Konzentrationslager Columbia-Haus in Berlin und zu Fragen der historisch-politischen Bildung zum Nationalsozialismus.

Christoph Hamann, Dr., Referent am Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM); zahlreiche Veröffentlichungen zu zeitgeschichtlichen und geschichtsdidaktischen Fragen; Schwerpunkte: Visual History, NS, Deutschland nach 1945, Lokal- und Regionalgeschichte sowie Unterrichtsentwicklung. Webseite: christoph-hamann.de.

Beate Kosmala, Dr., Historikerin, nach dem Studium Gymnasiallehrerin in Hessen; ab 1997 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, 2005 bis 2016 an der Gedenkstätte Stille Helden in der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand.

Johannes Tuchel, Prof. Dr., Leiter der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand; apl. Professor am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der FU Berlin; zahlreiche Veröffentlichungen über Verfolgung und Widerstand unter der NS-Diktatur.

Abbildungsverzeichnis

Cioma Schönhaus – Quelle: Privatbesitz	28
Helene Jacobs – Quelle: Privatbesitz	29
Gefälschter Ausweis: Kurt Hirschfeld – Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand/ Gedenkstätte Stille Helden	32
Hermann Kranz, Kurt Neubauer und Anna Gutsmann – Quelle: Privatbesitz	34
Ehepaar Kurt und Ella Neubauer – Quelle: Privatbesitz	35
Fred Kranz mit seiner Großmutter – Quelle: Privatbesitz	35
Ella Neubauer – Quelle: Privatbesitz.	37
Wolfgang Hopp – Quelle: Landesarchiv Berlin, C Rep. 118-01, Nr. 31066.	42
Familie Hopp und Familie Rosenthal – Quelle: Privatbesitz.	43
Familie Schwersensky – Quelle: Privatbesitz	44
Karl Marguerre – Quelle: Privatbesitz	44
Karl Marguerre – Quelle: Privatbesitz	45
Susanne Meyer und Arthur Veit – Quelle: Privatbesitz	49
Susanne Meyer mit ihrem Sohn – Quelle: Privatbesitz.	49
Familie Steffen – Quelle: Privatbesitz	51
Elise und Georg Steffen – Quelle: Privatbesitz	51
Herta Zerna – Quelle: Privatbesitz	52
Entschädigungsakte: Susanne Veit – Quelle: Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten	54
August Sapandowski – Quelle: Archiv Sammlung Hamann	57
Lotte Strauss – Quelle: Schweizerisches Bundesarchiv, E4264#1985/196#16691*, Az. N11025, STRAUSS-KAHLE GEB. SCHLOSS, LOTTE, 02.08.1913, 1943-1956	59
Herbert A. Strauss – Quelle: Schweizerisches Bundesarchiv, E4264#1985/196#16692*, Az. N11025, STRAUSS, HERBERT, 01.06.1918, 1943-1957	60
Todesbescheinigung von August Sapandowski – Quelle: Archiv Sammlung Hamann	62
Ehrung: August Sapandowski – Quelle: Archiv Sammlung Hamann	63
Robert Eisenstädt – Quelle: Schweizerisches Bundesarchiv, E4264#1985/196#12238*, Az. N07957, EISENSTAEDT, ROBERT, 25.07.1919, 1943-1947	65
Eva Müller – Quelle: Schweizerisches Bundesarchiv, E4264#1985/196#12240*, Az. N07957, EISENSTAEDT-MUELLER, EVA, 18.05.1918, 1943-1947	65
Familie Kahl – Quelle: Privatbesitz	66
Hans Waider – Quelle: Privatbesitz.	67
Schreiben der Reichsärztekammer – Quelle: Privatbesitz.	67
Deportation von Jüdinnen und Juden aus Hanau – Quelle: Medienzentrum/Bildarchiv Hanau	70
Eugen Kahl – Quelle: Privatbesitz	70
Isaak Behar – Quelle: Privatbesitz	73
Isaak Behar (li.) mit seinem Cousin Albert im Jahr 1936 – Quelle: Privatbesitz.	73
Pass eines spanischen Marineoffiziers mit dem Foto von Isaak Behar – Quelle: Privatbesitz	74
Wilhelm Daene – Quelle: Privatbesitz.	79
Felix Luxemburg – Quelle: Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten	79
Lola Alexander, Ursula Finke – Quelle: Privatbesitz	80
Ruth Andreas-Friedrich – Quelle: Privatbesitz	82
Walter Dobberke – Quelle: Bundesarchiv	84

...die Na
to death
from Osta
camps and
of Poland
About 100
threat. Sinc
even throug
illegal exist
"underrout
place had
danger of
deportat
not so un
had jaged
were supp
tribing su

von Hitler. Für jeden "Unterstützer" sind die 12 Jahre bisweilen
auch erheblich mehr nichtjüdische Unterstützer aktiv. Viele Hilfskolle-
onen scheitern jedoch. Schutzungen gehen heute von insgesamt
mehreren zehntausend Menschen aus, die in Deutschland jüdischen
Verfolgten geflohen haben. Auch in den besetzten Ländern Europas
gibt es einzelne Deutsche, die ihre Stellung als Soldaten oder in der
Kriegswirtschaft nutzen, um tödlich bedrohte Juden zu unterstützen.
Die Rettung von Verfolgten angeht des Massenmords an den
europäischen Juden ist Teil des Widerstands gegen die nationalso-
zialistische Diktatur.

Überall in Europa gibt es Menschen, die sich dem nationalsozialisti-
schen Völkermord durch Rettungsaktionen entgegenstellen. Die meis-
ten scheitern nach rigorösen Hilfeleistungen, die viele von
ihnen als selbstverleugende Gesten. Entgegen wird ihr Handeln
gewürdigt. Die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem hat
bis heute mehr als 20000 "Gerechte unter den Völkern" für diese Hilfeleistungen
als "Gerechte unter den Völkern" ausgezeichnet. In Anerkennung an
ihre Menschenwürde und ihre Leistung entgegen, und an
ihre, die ihnen dabei

...prosozialistischer Kernord an den Juden Europas fallen
77 und sechs Millionen Menschen zum Opfer, von denen die
n erstarben oder mitleidlos ermordet werden. Darüber sind
etwa 100000 jüdische Kinder, die während des Holocaust
in Kammern in den Vernichtungslagern in den deutsch besetzten
an Polen und der Ostfront deportiert und dort ermordet
wurden bis zu 100000 jüdische Kinder, die sich dieser töd-
lichen Bedrohung durch Hilfeleistungen entziehen und
auf illegale Weise nach Europa flüchten konnten. Unter-
stützung - mit Hilfe von Geld, Nahrung, Kleidung und
Wohnraum - ist die Hilfe, die die Überlebenden
gewährt werden. Die Hilfe der "Gerechten" ist das in Berlin
und der Entdeckung der "Gerechten" ist das in Berlin
in Deutschland die "Gerechten" ist das in Berlin
schon erst 1996 von der israelischen Regierung
als "Gerechte unter den Völkern" ausgezeichnet werden.
In Deutschland wird die "Gerechten" ist das in Berlin
jenseits der Grenze der "Gerechten" ist das in Berlin